Erzählungen

der persischen

Favorit Sultanin Schaherasade

in tausend und einer Nacht.

Achtes Bändchen.

In der Verlagshandlung dieser Er ählungen sind auch nachstehende Volksbücher zu haben.

Erzählungen der Favorit Sultanin Schaherasade in 1001 Nacht. 1s Bdch. Enth.: Der redende Vogel, der singende Baum und die goldgelbe Quelle. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 2s Bändchen. Enth.: Da ...chtliche Abentheuer des Kalifen Harun Alrasch... ...t drei Kalendern, die Königssöhne waren, und fünf Frauen zu Bagdad. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 3s Bändchen. Enth.: Aladin oder die Wunderlampe. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 4s Bändchen. Enth.: Kogia Hassan Alhabbal und Ali Baba und die 40 Räuber. Zwei Geschichten aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 5s Bändchen. Enth.: Der Fischer und der Genius, der blinde Baba Abdalla und der junge König Zein Alasnam und der König der Geister. Drei Geschichten aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 6s Bändchen. Enth.: Die sieben Reisen Sindbads des Seemanns. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8.

Derselben 7s Bändchen. Enth.: Die Geschichte von den drei Aepfeln, von den Oliven, der

Abentheuer des persischen Prinzen Firuz-Schah, oder das Zauber-Pferd.

Geschichte von dem Prinzen Beder und der Prinzessin Giauhare.

Zwei Geschichten aus dem Morgenlande.

Aus dem Persischen in das Französische und aus diesem in das Deutsche übersetzt.

Nürnberg,
in der J. A. Endter'schen Buchhandlung.
1836.

Wd

Die Abenteuer des persischen Prinzen Firuz-Schah,

oder

das Zauberpferd.

Erstes Kapitel.

In dem persischen Reiche ist der erste Tag des Frühlings zugleich auch der erste Tag des Jahres. Darum heißt er Newrux, das ist der neue Tag, und wird in Städten und Dörfern, in Palästen und Hütten mit großer Freude gefeiert, obgleich Mahomed dieses Fest nicht in seinem Gesetze verordnet hat. Es soll noch aus den ältesten Zeiten des Heidenthums herrühren.

Vor Allem wurde dieser Tag immer in Schiras, der persischen Königsstadt, festlich begangen, und Lustbarkeiten und Schauspiele aller Art lockten die Bewohner der benachbarten Städte und Dörfer dort zusammen. Auch fand sich eine Menge Ausländer jedesmal daselbst

ein, die ihre Künste und Erfindungen vor dem Könige sehen ließen, der sie immer mit königlicher Freigebigkeit belohnte.

Einst war wieder ein solches Fest gefeiert worden. Die Schauspiele waren bereits geendigt, die Künstler hatten auf dem freien Platze vor dem Palaste ihre Erfindungen gezeigt, und eben wollte der König die Menge des versammelten Volkes entlassen, als noch ein Indier in dem Kreise erschien, und ein künstlich nachgebildetes Pferd, mit kostbarem Sattel und Zeuge versehen, vorzeigte, indem er es als ein Kunstwerk der seltensten Art anzupreisen bemüht war.

„Ich muß deiner Kunst zwar die Gerechtigkeit widerfahren lassen," sprach der König, „daß ich nicht leicht eine naturgetreuere Nachbildung eines lebendigen Geschöpfes gesehen habe, als dieses Pferd; indessen scheinst du dein Verdienst doch wohl zu überschätzen, wenn du es zu den Erfindungen der seltensten Art rechnest."

Der Indier versicherte aber, nicht in der äußern Form bestehe der Werth dieses Pferdes, sondern in einer geheimen Kraft, die er besitze, und erbot sich, dem König eine Probe davon sehen zu lassen. Da ihm dieser beifällig zunickte, schwang er sich schnell in den Sattel, und sprach: „Beliebe es meinem Könige nun, mich hinzusenden, an welches Ende der Erde es auch seyn möge, so werde ich dennoch in sehr kurzer Zeit wieder hier seyn."

Der König sah einen Augenblick in die Ferne hinaus, dann zeigte er nach einem hohen Berge, dessen Gipfel sich in dem lichten Blau des Frühlingshimmels sehr scharf auszeichnete. „Sieh," sprach er, „dort reite hin. Jener Berg kann etwa drei Meilen von hier entfernt seyn. Zum Proberitt mag diese mäßige Entfernung hinreichen. Weil unser Auge dir aber nach jenem Berge nicht folgen kann, sollst du mir ein Blatt von dieser Fächerpalme mitbringen, die häufig auf jener Höhe wächst."

Der Indier neigte sich ehrerbietig gegen den König; dann drehte er ganz leicht eine Schraube, die unten am Halse des Pferdes kaum bemerkbar aus der Mähne herausstand, und zugleich erhob sich das Pferd mit dem Reiter schnell, wie ein Blitzstrahl hoch in die Luft, und ehe noch der Schrei der Verwunderung verklungen war, der aus Aller Mund erscholl, war auch schon Roß und Reiter verschwunden.

Ungefähr eine Viertelstunde mochte vergangen seyn, und weder der König mit seinem Hofstaate, noch die Menge des Volkes hatte sich von ihrem Staunen erholt, als man ihn schon wieder in großer Ferne, anfänglich nur so groß wie eine Biene, daherfliegen sah. Mit jeder Sekunde kam er aber näher und näher, und ward größer und größer, und nun schwebte er über dem Platze, tummelte sein Pferd etlichemal im Kreise herum, und schwang das Blatt von der Fächerpalme hoch in der Rechten. Unter Jauchzen und Klatschen des Volkes ließ sich

das Pferd vor dem Throne des Königs sanft nieder, der Indier stieg ab, berührte mit seiner Stirne die Erde, und legte dem König das Palmblatt vor die Füße.

Der persische König konnte sich von seinem Staunen über dieses Wunderpferd gar nicht erholen. Er gestand dem Indier, daß er in seinem Leben kein ähnliches Wunderwerk gesehen habe, und verlangte den Preis zu wissen, um es von ihm zu kaufen und seinen Schatz damit zu bereichern. Aber der Indier antwortete: „Dieses Pferd, mein großer König, habe ich nicht selbst erfunden, auch habe ich es nicht um Geld oder Geldeswerth erkauft, sondern ich habe dem Erfinder meine einzige Tochter dafür zur Ehe gegeben. Zugleich habe ich ihm aber auch mit einem heiligen Eide zugeschworen, daß ich es nie um Geld verkaufen, sondern allein durch einen ähnlichen Tausch in andere Hände geben wollte."

„Gut!" fiel ihm der König von Persien ins Wort, „auch einen Tausch will ich mir gefallen lassen. Sieh' dich um in meinem ganzen Königreiche. Es ist voll blühender Städte. Wähle dir, außer Schiras, welche du willst, und ich gebe sie dir und deinen Erben für dieses Pferd zum ewigen Eigenthume."

Die Großen des Hofes erstaunten über dieses freigebige Gebot des Königs. Der Indier aber schüttelte das Haupt bedenklich. „So königlich Ihr mich für mein Pferd zu belohnen geneigt seid," sprach er, „so bedaure ich sehr,

daß ich es Euch dafür nicht geben kann, weil ich dadurch meinen Eid verletzte. Will ich diesem treu bleiben, so kann ich es Euch nur um einen Preis geben, und dieser ist die Prinzessin, Eure Tochter."

Den Umstehenden schien diese Forderung so vermessen, daß sie in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen. Der König aber kämpfte noch bei sich, ob er ihm den Preis nicht bewilligen sollte; denn kaum glaubte er, seine Lust nach dem Wunderpferde unterdrücken zu können. Da trat aber der älteste Prinz, Firuz-Schah, der Thronerbe des Königs, hervor, und sprach mit kaum verhaltenem Unwillen über die Forderung des Indiers: „Aber mein Vater, wie ist es denn möglich, daß Ihr Euch hier noch lange unschlüssig besinnen könnt? Ihr werdet doch Eure einzige Tochter, eine Prinzessin des berühmten und mächtigen persischen Königshauses, nicht um ein hölzernes Pferd dem ersten besten Landläufer zur Frau geben?"

Der König rühmte ihm dagegen die Vortrefflichkeit des Pferdes, und flüsterte ihm dabei in's Ohr: wenn man dem Indier so geradezu abweise, so möchte er sein Pferd anderswo vertauschen, und ein anderer König möchte in den Besitz dieses Wunders kommen. Er könne aber den Gedanken nicht ertragen, daß man einem andern König nachrühme, seine Schatzkammer enthalte eine Merkwürdigkeit, die in dem Schatze der persischen Könige fehle. Dagegen meinte er, wenn man dem Indier einige Hoffnung

lasse, so würde er endlich auch einen andern Tausch eingehen. So beruhigte sich der Prinz. Der König wandte sich hierauf zu dem Indier, und sprach: „Du begreifst wohl, daß ich bei einem so wichtigen Gegenstande nicht gern übereilt bin. Ehe ich mich weiter auf den Tausch einlasse, muß zuerst einer meiner Unterthanen den Versuch mit diesem Pferde machen. Sehe ich dann, daß es sich auch von einem Andern so leicht und schnell lenken läßt, dann können wir weiter darüber sprechen."

Der Indier war mit diesem Vorschlag zufrieden, und Prinz Firuz-Schah wollte selbst den Versuch machen. Er schwang sich mit Leichtigkeit und Anstand in den Sattel. Indem ihm der Indier zeigen wollte, was er zu beobachten habe, hatte er aber schon die Füße in die Steigbügel gesetzt, und rief ihm lachend zu: „Ich weiß schon! ich habe dieß schon abgesehen!" Zugleich drehte er die Schraube an dem Halse des Pferdes, und schneller, als ein Pfeil vom Bogen fliegt, schoß es mit ihm in die Höhe, und war in dem Augenblicke verschwunden.

Der König blickte noch staunend nach der Gegend hinaus, wo der Prinz verschwunden war, als sich plötzlich der Indier mit schreckenbleichem Angesicht vor dem Throne niederwarf. „Mein König!" rief er, „rechnet mir die Unfälle nicht zu, die dem Prinzen durch seine Schuld begegnen können. Ihr habt selbst gesehen, wie er mir nicht Zeit ließ, ihn gehörig zu unterrichten. Er hat mir's zwar abgesehen,

wie man das Pferd in die Höhe lenken kann; aber von dem Zufalle hängt es ab, ob er nun auch die andere Schraube entdecken wird, die er umdrehen muß, wenn sich das Pferd wieder zur Erde herabsenken soll."

Der König wurde über diese Rede sehr bestürzt. „Wie?" rief er erschrocken, „und wenn er auch die Schraube entdeckt, und das Pferd zum Sinken bringt, so kann er ja doch noch verloren seyn! Es läßt sich entweder mit ihm auf's Meer nieder, und er versinkt in der Tiefe; oder er geräth mit ihm in eine Felsenkluft, und zerschellt an dem zackigen Gesteine!" Der Indier versicherte ihn vergebens, daß das Pferd sich niemals auf das Meer niedersenke, und daß es der Reiter sehr leicht mit dem Zügel lenken könne; der König ward sehr unwillig und rief: „Ist mein Sohn nicht binnen drei Monaten gesund zurückgekehrt, oder habe ich nicht wenigstens Kunde von seinem Wohlseyn, so sollst du mir seinen Tod mit deinem Leben bezahlen." Er ließ den Indier sogleich in ein enges Gefängniß setzen, und wandte sich mit großer Trauer über diesen Ausgang des Festes nach seinem Palaste.

Zweites Kapitel.

Der Prinz Firuz-Schah ward von dem Zauberpferde immer höher und immer höher in die Luft getragen, bis er weder Berge noch Thäler mehr von einander unterscheiden konnte;

mit Mühe erkannte er jetzt nur noch das Meer an dem Glanze, der sich von der untergehenden Sonne auf demselben spiegelte. Da gedachte er an seine Rückkehr. Er glaubte, er dürfe die Schraube nur rückwärts drehen, um hinab zu kommen; allein er mochte drehen wie er wollte, das Pferd flog immer höher und höher. Bald sah er an der Dunkelheit, die sich über die Erde gebreitet hatte, daß die Sonne dort unten längst untergegangen seyn mußte. Er selbst befand sich aber so hoch an dem Himmel, daß er noch im hellen Sonnenscheine dahin flog.

Nun fing ihm doch an bange zu werden, und er machte sich Vorwürfe, daß er sich so unbesonnen ohne gehörige Anweisung auf das Pferd gewagt habe. In seiner Verlegenheit betastete er den Hals und alle Theile des Thieres, die er erreichen konnte, und entdeckte endlich neben dem rechten Ohre ein viel kleineres Schräubchen. Er drehte daran, und in demselben Augenblicke fühlte er auch, daß er sanft gerade hinunter sank. Immer tiefer sank das Pferd mit ihm, und bald kam er aus dem sonnenbeleuchteten Raume in die Gegend hinab, wo die Sonne schon längst untergegangen war. Es ward immer dunkler und immer dunkler um ihn; er sah nicht mehr wohin er sein Pferd lenken sollte, und hängte ihm darum den Zügel über den Hals, indem er sich dem Schutze des Himmels empfahl; denn er war in nicht geringer Unruhe, ob er nicht in das

Meer, oder in einen Fluß, oder in eine ganz unbewohnte Wüste hinabsinken werde.

Endlich stand das Pferd auf einem festen Grunde. Firuz-Schah sah an den Gestirnen, daß die Mitternachtstunde schon vorüber war. Er stieg etwas ermattet von der gewaltigen Luftfahrt ab, und untersuchte den Ort, an dem er sich befand. Er stand auf einem flachen Dache, das sehr lang und breit und mit einer marmornen Brüstung versehen war. Allem Anscheine nach war es das Dach eines ansehnlichen Palastes. Bald fand er eine Thüre, welche die aus dem Palaste herauffführende Treppe verschloß. Da er hier keine Gefahr fürchtete, versuchte er, sie zu öffnen, und fand sie nur angelehnt. Vorsichtig stieg er die breiten Stufen hinunter, um Niemand durch ein Geräusch zu erwecken.

Unten gieng er über einen sehr geräumigen Gang, und sah endlich durch den Vorhang einer Thüre den Schimmer eines Lichtes. Leise nahete er sich und horchte. Da er nichts vernahm als das Schnarchen einiger schlafenden Menschen, schob er den Vorhang ein wenig auf die Seite, und trat hinein. Er kam in einen großen Vorsaal, der von dem Licht in einer Laterne wenig erleuchtet war. Rings an den Wänden lagen auf scharlachrothen Polstern zwanzig schwarze Negersklaven. Zum Theile hielten sie ihre entblößten Säbel noch schlafend in den Fäusten, zum Theile lagen sie neben ihnen auf der Erde. Sie schnarchten aber alle in so festem

Schlafe, daß Prinz Firuz-Schah mitten durch den Saal schreiten konnte, ohne daß einer erwachte.

Am andern Ende des Saales bemerkte er noch ein anderes Zimmer, aus welchem durch den grünseidenen Thürvorhang ein heller Lichtglanz hereinschimmerte. Er schloß aus den Sklaven und der ganzen Einrichtung des Saales, daß er wohl in dem Palaste einer Königin oder einer Prinzessin seyn möchte, und stand eine kurze Zeit unschlüssig, ob er durch die Thüre mit dem seidenen Vorhange eintreten oder wieder zurückgehen sollte. Gewiß wäre er wieder durch den Saal zurückgekehrt, wenn er nicht gefürchtet hätte, die Schwarzen möchten erwachen; und das wußte er wohl, daß sein Leben dann unwiederbringlich verloren wäre. Da hörte er drinnen den Klang eines Saiteninstrumentes, und eine sanfte Frauenstimme begleitete die Weise mit lieblichem Gesange. Er trat ganz leise hinein, und befand sich in einem äußerst kostbar eingerichteten Schlafgemache einer Jungfrau, die mitten im Saale auf einem reichen Polster saß.

Sie hatte den Rücken gerade gegen die Thüre gewendet, und bemerkte den eintretenden Firuz-Schah nicht, bis sie ihren Gesang geendet hatte, und ihr Saiteninstrument weglegte. Da sah sie erst, daß sich ein wohlgestalteter, reich gekleideter Jüngling ehrerbietig mit der Stirne bis auf den Teppich neigte, der den Fußboden bedeckte. Ohne Schrecken, aber

doch mit großem Staunen betrachtete sie ihn schweigend. Da richtete sich Prinz Firuz-Schah endlich auf, und sprach: „Wer Ihr auch seyn mögt, edle Prinzessin, übet Gnade an einem Prinzen, der durch ein unbegreifliches Wunder jetzt hier zu Euern Füßen liegt, obgleich er sich noch vor wenigen Stunden bei seinem Vater in Schiras, der persischen Königsstadt, befand. Wohl sehe ich an den Schwarzen im Vorsaale, daß auch hier, wie in meiner Heimath und in allen Ländern des Orients, kein Mann, am allerwenigsten ein Fremdling, in die Wohnung der Frauen kommen darf, und daß also mein Leben in der größten Gefahr schwebt, wenn Ihr Euch nicht meiner erbarmt. Darum bitte ich Euch um Euern Schutz und um die Huld, mir zu sagen, wer Ihr seid, und wo ich mich jetzt befinde."

„Ihr stehet hier," antwortete die Prinzessin, „in dem Palaste der ältesten Tochter des Königs von Bengalen, nicht weit von der Hauptstadt des Landes. Ich wohne hier ganz allein mit meinen Dienern, um die Freuden des Landlebens ungestört zu genießen. Was Eure Bitte um Schutz und Gnade betrifft, so beruhigt Euch. Man ist in Bengalen nicht so ganz barbarisch, daß man gleich einem liebenswürdigen Fremdling von so edler Herkunft das Leben nimmt, weil er sich wider seinen Willen verirrt hat. In dem ganzen Gebiete meines Vaters werdet Ihr Schutz und Hülfe finden."

Sie bezeugte ihm ihre Neugier, zu erfah-

ren, wie er in so kurzer Zeit von Schiras bis nach Bengalen gekommen wäre, und wie er durch ihre Wachen in dem Hofe und an der Pforte ihres Palastes habe durchdringen können. „Doch," setzte sie hinzu, „da Ihr Nahrung und Ruhe zu bedürfen scheint, will ich meine Neugier bis morgen zur Stunde des Frühstücks versparen, und Euch ein Zimmer anweisen lassen, wo Ihr Euch mit Speise und Trank erquicken und dann bis zum Morgen ruhen möget."

Sie rief alsbald einige ihrer Dienerinnen herbei, und diese führten ihn nach ihrem Befehle durch eine Seitenthür in ein prächtiges Schlafgemach. Während etliche damit beschäftigt waren, die Polster zu einem Ruhebette in Ordnung zu legen, brachten die andern eine Menge köstlicher Speisen und Getränke herbei, die ihm zum Theil ganz unbekannt waren. Er ließ sich nicht lange nöthigen, sondern aß mit gutem Appetit. Die Dienerinnen trugen die Speisen hierauf wieder ab, und er streckte sich auf sein Polsterbette zur Ruhe hin. Aber einschlafen konnte er nicht so bald, denn noch konnte er sich nicht in Alles finden, was in der kurzen Zeit mit ihm vorgegangen war. Besonders stand ihm immer die bengalische Königstochter mit ihrer holden Sanftmuth vor der Seele. Sein Vater hatte ihn schon oft ermahnt, sich aus den Jungfrauen des persischen Landes eine Gemahlin zu erwählen, aber noch hatte er sich nicht entschließen können. „Ja," sprach er

jetzt bei sich, wenn sich diese Prinzessin entschließen könnte, mir als meine Gemahlin in mein Vaterland zu folgen, so wollte ich gern den Wunsch meines Vaters erfüllen, da diese so hold und sanftmüthig ist, und mich gewiß nie durch ein unfreundliches, mürrisches Betragen betrüben würde." Unter solchen Gedanken schlief er endlich ein.

Aber auch der bengalischen Königstochter hatte der edle Anstand und das ganze Betragen des Prinzen gefallen. „Wie weit übertrifft er," so sprach sie bei sich, „an edler Sitte und sanfter Bescheidenheit alle die Jünglinge, die ich je gesehen. Mein Vater hat mir kürzlich gedrohet, mich nächstens an einen der Prinzen des bengalischen Reiches zu verheirathen. Ach, wenn er nur statt des bengalischen Prinzen den persischen zu meinem Gemahle erwählte!" So dachte sie bei sich, und sprach noch lange mit ihren dienenden Jungfrauen über den fremden Prinzen, ehe sie einschlief, und auch im Schlafe verwebte sich das Bild des persischen Prinzen in ihre Träume.

Drittes Kapitel.

Als der Prinz Firuz-Schah am andern Morgen zum Frühstücke zu der Prinzessin gerufen ward, erwartete sie ihn in einem Gewande von dem köstlichsten indischen Stoffe. In den Haaren trug sie einen herrlichen Schmuck von großen blitzenden Diamanten, und ihr Gürtel und

ihre Armbänder waren ebenfalls mit den seltensten Edelsteinen besetzt. Die Schönheit der Prinzessin und der Glanz ihres Schmuckes verblendeten ihn ganz, als er zu ihr herein trat. Nachdem sie sich gegenseitig aufs ehrerbietigste gegrüßt hatten, entschuldigte er sich nochmals wegen der Störung, die er so spät in der Nacht verursacht habe. „Da Ihr Euch übrigens als Gast so bescheiden betraget, soll Euch jene erste Unbescheidenheit verziehen seyn!“ antwortete die Prinzessin, „zumal da ich ohne diese unvermuthete Ueberraschung schwerlich einen so artigen Gast bekommen hätte. Aber erzählt mir nun doch auch, wie Ihr hierher kamt! Ich brenne vor Ungeduld, Eure Reisegeschichte zu erfahren.“

Während des Frühstücks erzählte ihr der Prinz die ganze Begebenheit von der Feier des neuen Tages an bis zu seiner Ankunft in ihrem Gemache, und gestand ihr am Ende auch seinen Wunsch, sie als seine Gemahlin auf dem Wunderpferde mit sich nach Schiras zu führen. Der Vorschlag mißfiel ihr nicht; nur glaubte sie, sie würde eine solche Reise durch die Luft nicht machen können, ohne Gefahr herabzustürzen. Sie versicherte ihn, es habe ihr bei der Erzählung seiner Luftfahrt schon geschwindelt, geschweige erst dann, wenn sie selbst so hoch über der Erde durch die Luft dahin fahren müßte. Dagegen schlug sie ihm vor, er sollte auch nach der Hauptstadt Bengalens gehen, und sich ihrem Vater vorstellen, der ihm gewiß alle

Ehre erweisen werde, die einem Prinzen von solchem Verdienste gebühre. Auch wünschte sie, daß er sich den Beifall ihres Vaters und seine Einwilligung erwerben möchte.

„Ich würde," antwortete Firuz-Schah, „Eure Wünsche gewiß als Befehle ansehen; allein urtheilet selbst: wie kann ich als ein einzelner Mensch, ohne anständiges Gefolge, vor Eurem Vater erscheinen, ohne für einen Abenteurer angesehen zu werden?" Die Prinzessin versprach ihm das nöthige Geld zu seiner standesmäßigen Ausstattung, und glaubte, die vielen persischen Kaufleute, die sich in Bengalen aufhielten, würden sich gern um ihn sammeln, und ihn bei seinem Einzuge in die Königsstadt begleiten, wenn er sie dazu einladen wollte.

Prinz Firuz-Schah stellte ihr aber dagegen vor, wie lange ihn dann die Feste und Feierlichkeiten bei dem Hofe ihres Vaters aufhalten würden, und wie pflichtvergessen es wäre, seinen Vater so lange um den Verlust seines Sohnes trauern zu lassen, da derselbe gar nicht wissen könnte, was aus ihm geworden sei. Er versprach ihr, jetzt schnell auf demselben Wege, den er gekommen, wieder nach Hause zurückzukehren: und dann in möglichst kurzer Zeit als Prinz von Persien mit zahlreichem Gefolge und dem gehörigen Aufwande wieder zu kommen, und bei dem Könige von Bengalen um ihre Hand zu werben, wie es ihrer würdig und seiner anständig wäre.

Die Prinzessin mußte diesen Vorschlag billigen; doch in seine schnelle Abreise konnte sie nicht willigen. Es hätte sie zu sehr betrübt, ihren Bräutigam und künftigen Gemahl so schnell wieder von sich zu lassen. Er glaubte es bei seinem Vater und seinem Gewissen verantworten zu können, wenn er seine Abreise noch auf etliche Wochen hinaus setzte. Als aber diese Paar Wochen vorüber waren, hielt ihn die Prinzessin noch mit mancherlei Festlichkeiten, die sie in dem Palaste, im Garten und auf Jagden in dem nahen Gehölze veranstaltete, so lange auf, daß endlich zwei Monate seit seiner Ankunft vergangen waren. Nun aber stellte er ihr ernstlich vor, daß er seinen Vater nicht länger mehr in der Betrübniß und Ungewißheit lassen könnte. Zugleich versprach er ihr, unverzüglich mit einem anständigen Gefolge zurückzukehren.

Die Prinzessin ward aber darüber sehr betrübt, und äußerte ihm ihre Besorgniß, er möchte sie in seinem Vaterlande bei seinem Vater und seinen Verwandten am Ende ganz vergessen, und sie vergebens auf seine Wiederkunft warten lassen. „Ich habe mich,“ fuhr sie fort, „nun aber schon so sehr an Eure Gesellschaft gewöhnt, und Eure belehrenden Gespräche und Erzählungen sind mir so unentbehrlich geworden, daß ich nicht leben möchte, wenn ich sie entbehren müßte.“

Da der Prinz Firuz-Schah ihre aufrichtige Trauer über seine Abreise sah, wendete er sich

nochmals zu ihr und sprach: „Gewiß bliebe ich eben so gerne noch länger Euer Gast, meine Prinzessin, als Ihr mich noch bei Euch zu behalten wünschen könnt; allein Ihr seht selbst, daß mich nur die Pflicht gegen meinen Vater zu dieser Trennung bewegen kann. Wird es Euch indessen zu schwer, einige Zeit ohne meinen Umgang zu leben, so weiß ich nur ein einziges Mittel. Begleitet mich nach Schiras. Mein Vater wird Euch mit offenen Armen als Tochter aufnehmen, und gleich durch eine Gesandtschaft Euern Vater um die Einwilligung zu unserer Heirath ansprechen lassen. Entschließt Euch, in wenigen Stunden sind wir in Schiras.“

Die Prinzessin von Bengalen hörte diesen Vorschlag zwar mit niedergeschlagenen Augen, aber doch nicht ohne Wohlgefallen. Außerdem, daß sie die lange Trennung von Firuz-Schah fürchtete, war sie auch durch seine Erzählungen neugierig geworden, seine Heimath zu sehen. Nur trug sie noch Bedenken, ob Firuz-Schah das Zauberpferd auch gehörig zu lenken verstehe, daß es nicht wieder so hoch über die Wolken hinaus fliege, oder sich gar in eine unwirthbare Gegend mit ihnen niederlasse. Firuz-Schah benahm ihr aber diese Zweifel, und versicherte sie, daß er nun, da er die beiden Schrauben kenne, das Pferd mit dem Zügel so gut lenken wolle, als der Indier selbst. So entschloß sie sich denn, mit ihm zu reisen, und sorgte, daß Niemand im Palaste, selbst keine

ihrer Dienerinnen, etwas von ihrem Vorhaben erfuhr.

In der Frühe des nächsten Morgens, ehe der erste Schimmer des Tages recht graute, standen sie beide schon auf dem Dache des Palastes. Firuz-Schah suchte die Himmelsgegend, wo Persien liegen mußte, und richtete das Pferd dahin. Nun stieg er auf, die Prinzessin setzte sich hinten auf und umschlang ihn mit ihren Armen, um nicht herunter zu fallen; er drehte die Schraube bei der Mähne, augenblicklich hob sich das Pferd in die Höhe und trug sie mit Pfeilesschnelle durch die Lüfte dahin.

Viertes Kapitel.

Prinz Firuz-Schah hatte das Pferd gut gelenkt. Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als sie schon über die schönen Landstriche des persischen Reiches hinschwebten, und bald sahen sie von der Ferne die Paläste von Schiras ihnen im Glanze der Morgensonne entgegen schimmern. In der Nähe dieser prächtigen Königsstadt waren viele herrliche Gärten und Landhäuser, unter andern auch ein Lustschloß des Prinzen. Der Prinz lenkte das Pferd dahin, und drehte die Schraube an dem rechten Ohre zugleich, daß es sich gerade in dem Schloßhofe niederließ. Hier führte er die bengalische Königstochter in den schönsten Saal, und hieß sie in seinem Vaterlande willkommen. Als aber nun auch der alte Schloßverwalter

mit Freudenthränen über die glückliche Wiederkunft seines Herrn hereintrat, stellte er sie demselben als seine künftige Herrin vor, empfahl sie ihm auf's angelegentlichste, und schied dann von ihnen, um zu seinem Vater nach der Stadt zu eilen.

Das Zauberpferd wollte er um der kleinen Entfernung willen nicht wieder besteigen. Er ließ es im Schloßhofe stehen, und ritt auf einem Pferde aus seinem Marstalle weg. Auf dem Wege erkannte ihn das Volk, und folgte ihm mit Freudengeschrei in die Stadt, und dort sammelten sich immer mehr Menschen um ihn, und die Freudenbotschaft seiner Ankunft scholl mit Jauchzen und Frohlocken durch alle Straßen.

Der König von Persien hatte gleich am andern Tage, nachdem sein Sohn verschwunden war, Trauergewande angelegt, und alle die Großen und Diener seines Hofes mit ihm. Die Betrübniß um den Verlust seines ältesten Prinzen hatte ihm alle Lebensfreuden verbittert, und er wünschte sich recht sehnlich zu sterben. Nur die Sorge für sein Volk konnte ihn noch beschäftigen, sonst war er für Alles schon abgestorben. So saß er an jenem Tage schon in der Frühe in seinem Thronsaale in der Mitte seiner Rathgeber, um die Klagen des Volkes anzuhören, und ihre Beschwerden zu mildern. Da hörte er mit einemmale den Freudenjubel in dem Hofe seines Palastes erschalleu, und dazwischen den Ruf: „Es lebe der Thronerbe, Firuz-Schah lebe!"

Kaum hatte er den Namen seines Sohnes gehört, so entströmten seinen Augen die gewohnten Thränen wieder bei dem Andenken seines Verlustes; aber sie waren mit Freudenthränen gemischt, denn der Jubel des Volkes und sein Ruf hatte ihn zugleich mit froher Hoffnung erfüllt. Ehe er aber noch Worte gefunden, um sich nach der Ursache dieses Auflaufes zu erkundigen, öffneten sich die Thüren des Thronsaales, und sein Sohn Firuz-Schah lag in seinen Armen.

Die Ueberraschung dieser Freude erstickte dem alten Könige anfänglich die Stimme. Eine Thräne schlug die andere; bald aber folgte auch ein Ausruf der Freude dem andern und eine Frage der andern. Als er sich wieder etwas gesammelt hatte, entließ er den versammelten Rath, und nun erzählte ihm der Prinz umständlich, wie es ihm auf seiner Luftfahrt ergangen, wo er wieder zur Erde herab gekommen, und was sich seitdem zugetragen. Zuletzt erzählte er ihm auch, daß er entschlossen sei, die Prinzessin von Bengalen zu seiner Gemahlin zu erwählen, daß sie ihn deshalb auf dem Zauberpferde begleitet hätte, und in seinem Lustschlosse vor der Stadt warte, bis er ihm seine väterliche Einwilligung zu dieser Heirath ertheilt habe. Er warf sich sogleich vor dem Könige nieder, und flehte ihn um seinen Segen an.

Aber der König hob seinen Sohn auf und sprach, indem er ihn in seine Arme schloß: „Mit Freuden, mein Sohn, gebe ich dir meine Einwilligung und meinen Segen. Die Prin-

zessin verdient schon um ihrer Tugend willen, die du mir von ihr rühmtest, daß ich sie mit Freuden als die Braut meines Sohnes begrüße; wenn dieß aber auch nicht wäre, so hätte sie doch die gerechtesten Ansprüche auf deine und meine Dankbarkeit." Er rief alsbald das Hofgesinde zusammen, und ordnete noch auf denselben Abend das Hochzeitfest seines Sohnes mit der bengalischen Königstochter an. „Leget die Trauerkleider nun ab," rief er; „schmücket euch mit euern köstlichsten Feierkleidern! schmükket den Palast mit Blumen und Kränzen! lasset Pfeifen und Saitenspiel allenthalben ertönen! überall herrsche Lust und Freude die Fülle! und daß kein Trauriger in ganz Schiras sei, greife mein Schatzmeister tief in meine Schatzkammern, und spende den Armen mit vollen Händen! Auch die gefangenen Verbrecher sollen heute ihrer Ketten entledigt und in ihren Gefängnissen erquickt werden. Vor Allem aber bringt mir den Indier her."

Als der Indier herein trat, rief ihm der König zu: „Mein Sohn ist wiedergekehrt; danke Gott für seine Erhaltung, denn auch dein Leben hieng damit zusammen. Nimm dein Pferd, und erscheine nie wieder vor meinem Angesichte."

Der Indier gieng schweigend von dannen, aber in seinem Herzen kochte Wuth und Rache. Während der König und Firuz-Schah noch Befehle zu dem Empfange der Prinzessin von Bengalen ertheilten, erkundigte er sich, wo er sein

Wunderpferd finden könnte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß der Prinz eine bengalische Königstochter als seine Braut mitgebracht, und sie und das Pferd in seinem Lustschlosse vor der Stadt zurückgelassen habe.

Kaum wußte er dieß, so eilte er nach dem Lustschlosse des Prinzen, und gab bei dem alten Schloßverwalter vor, er habe von dem Könige und dem Prinzen den Auftrag, die bengalische Königstochter auf seinem Wunderpferde durch die Luft auf den großen Platz vor dem Palaste zu bringen, wo sich schon vieles Volk um den König und den Prinzen gesammelt habe, um sie als künftige Beherrscherin des Landes zu begrüßen.

Da der Schloßverwalter den Indier kannte und ihn in Freiheit sah, hegte er kein Mißtrauen. Er führte ihn zu der Prinzessin, und als diese hörte, der persische Prinz habe ihn geschickt, setzte sie sich ohne Bedenken hinter dem Indier auf das Pferd; der Indier drehte die Schraube, das Pferd erhob sich schnell, und flog mit ihnen über die Stadt Schiras hin.

Der Prinz war indessen auf dem Wege, um die Prinzessin von Bengalen von der Ankunft seines Vaters und seiner Einwilligung zu benachrichtigen; und hinter ihm folgte nun eben sein Vater mit den Großen seines Hofes und den ersten Bürgern der Stadt in feierlichem Zuge. Da flog der Indier mit der Prinzessin über ihnen hin, und sie hörten sein spottendes Hohngelächter über sich erschallen. Der König und Alle,

die den Zug begleiteten, riefen ihm Flüche und Verwünschungen nach; aber er hörte diese Verwünschungen gar nicht, denn in demselben Augenblicke hatte er die Schraube noch einmal gedreht, und das Pferd schwebte hoch, hoch hinauf, über die Stadt Schiras hin, und verlor sich jenseits in die Ferne hinaus.

Tief betrübt, daß er den Bösewicht nicht bestrafen konnte, kehrte der König nach seinem Palaste zurück, und klagend verlor sich allmählig die Menge des Volkes, die sich an den Zug angeschlossen hatte.

Als Firuz-Schah aber seine Braut hinter dem Indier auf dem Wunderpferde erblickte, hatte ihm das Entsetzen die Zunge gefesselt, und als er die Sprache für seinen Schmerz wieder fand, war ihm der schändliche Räuber schon aus dem Gesichte verschwunden. Er sah kein Mittel zur Hülfe. Aber doch eilte er nach seinem Lustschlosse, um von dem traurigen Vorgange nähere Nachricht zu erhalten. Mit Thränen erzählte ihm der alte Schloßverwalter den Betrug des Indiers, und klagte sich selbst bei ihm an. „Ich weiß es," sprach er, „ich habe den Tod verdient, und bitte Euch selbst, mir auf der Stelle meine Strafe zu geben." Er warf sich bei diesen Worten vor ihm nieder, und hielt ihm sein Haupt dar. „Nein," antwortete der Prinz, „du bist schuldlos; ich allein trage die Schuld. Wie konntest du an der Wahrheit der Rede des Indiers zweifeln, da sie so wahrscheinlich klang?" Er richtete den Alten auf

und vergab ihm von ganzem Herzen, und sprach ihm sogar noch Trost zu, dessen er doch selbst am meisten bedürftig war.

Lange war er in seiner Verzweiflung unschlüssig, was er thun sollte. Hier zu bleiben, wo er täglich an seinen Verlust erinnert worden wäre, und seinem Kummer über diesen Verlust unthätig nachzuhängen, das war ihm unmöglich. Er entschloß sich endlich, in die weite Welt zu gehen, den schändlichen Räuber zu verfolgen, und seine verlorne Braut wieder zu suchen. Darum ließ er sich von seinem Schloßverwalter ein Derwischkleid besorgen, verbot ihm aber zu verrathen, für wen es sei. Dieser erhielt es leicht unter einem andern Vorwande von dem Scheich eines nahen Derwischklosters, der sein Freund war, und eilte damit zu dem Prinzen zurück. Firuz-Schah verhüllte sich in das Derwischkleid, nahm eine Büchse voll Diamanten und Perlen, die er für die Prinzessin zu einem Geschenke bestimmt gehabt hatte, als Reisegeld zu sich, und verließ mit dem Anbruche der Nacht sein Schloß, mit dem festen Vorsatze, ohne die Prinzessin nie wieder zurückzukehren.

Fünftes Kapitel.

Der Indier hatte sein Pferd immer weiter und weiter von Persien weggelenkt, und war nach manchem weiten Umwege endlich am Abende, noch einige Stunden vor Sonnenuntergang in die Nähe der Hauptstadt des König-

reichs Kaschmir angelangt. Hier ließ er es hinab, und es blieb auf einem ziemlich freien Rasenplatze an dem Ufer eines klaren Quellenbächleins in einem dichten Gehölze stehen. Er gebot der Prinzessin abzusteigen, stieg selbst ab, und entfernte sich, um einige wilde Früchte zur Speise zu sammeln. Gern hätte die Prinzessin diese Zeit benutzt um sich zu entfernen und in dem Gebüsche zu verstecken, um dem Räuber zu entgehen; allein sie war von der Anstrengung der Reise, von ihrem Schrecken, von ihrem Schreien, ihren Bitten und Thränen, die sie an den Indier verschwendet hatte, so ermattet, daß sie nicht zu entfliehen vermochte.

Nach einiger Zeit kam der Indier wieder mit Baumfrüchten und Beeren. Er aß und nöthigte sie auch, davon zu essen. Hierauf wandte er sich zu ihr und sprach: „Ihr seid nun so ferne von Persien, und noch ferner von Bengalen, daß Ihr keine Hoffnung haben könnt, je wieder dahin zu kommen. Auch habe ich Euch auf so vielen und großen Umwegen hierher geführt, daß weder Firuz-Schah, noch sonst Jemand Euch hier aufsuchen wird. Ihr seid ganz in meiner Gewalt, und Euer Leben und Euer Tod steht in meiner Hand. Schwört mir darum mit einem heiligen Eide zu, daß Ihr nie widersprechen wollt, wenn ich Euch für mein Weib ausgebe. Vor Allem müßt Ihr mir Eure Juwelen, Perlen und andere Kostbarkeiten geben, und dieses reiche Gewand ablegen, das Euern Stand verrathen würde.“

Da sie ihm dieß alles verweigerte, wollte er ihr die Perlenschnüre mit Gewalt aus den Haaren und das kostbare Gewand vom Leibe reißen. Sie erhob sich aber und schrie aus Leibeskräften um Hülfe, und in dem Augenblicke sprengte eine Schaar reichgekleideter Reiter durch das Dickicht herbei, und umringten sie und den Indier.

„Was hast du mit dieser Dame?“ fragte der Vornehmste der herbeigeeilten Reiter den Indier. „Sie ist meine Frau!“ antwortete dieser, „und das geht keinen Menschen etwas an, was wir miteinander haben!“ — „Glaubt ihm nicht!“ rief aber die Prinzessin. „Der Himmel behüte mich, daß ich nie die Gemahlin dieses schändlichen Menschen werde. Ich bin eine Prinzessin, die Tochter des Königs von Bengalen, und dieser abscheuliche Zauberer hat mich diesen Morgen meinem verlobten Bräutigame, dem persischen Kronprinzen, geraubt, und auf diesem Zauberrosse hierher gebracht. Der Himmel hat euch zu meiner Rettung herbeigeführt. Ich bitte Euch, ihr edeln Herren, erbarmt euch meiner, und entreißet mich den Händen dieses verruchten Bösewichts!“

Sie hatte sich bei diesen Worten vor dem Vornehmsten der Reiter auf die Erde geworfen, und hob die Hände flehend nach ihm empor. Dieser hatte wohl bemerkt, daß der Indier sie während dieser Rede nicht allein mit finster drohenden Blicken angesehen, sondern ihr auch mit Gewalt den Mund hatte zuhalten wollen. Aus

diesem Allen und aus der Kostbarkeit ihres Gewandes, vor Allem aber aus der reinen Unschuld ihres Herzens, die in ihren Augen und in ihrem ganzen Gesichte lag, schloß er auf die Wahrheit ihrer Aussage. Er nickte ihr Gewährung zu, und befahl seinen Begleitern, den Indier zu greifen, und ihm für seine Frevelthat und seine Lüge den Kopf abzuschlagen. Und während seine Begleiter den unbewaffneten Indier ergriffen, sprach er zu diesem: „Damit du aber begreifest, daß ich doch auf dieser Stelle etwas darnach zu fragen habe, wenn mich Jemand um Hülfe anruft, so wisse: ich bin der Sultan von Kaschmir, und du hast dich hier in meinem Lustwalde, wo ich mich eben auf der Jagd ergötzte, als einen schändlichen Räuber und Lügner erwischen lassen, der den Tod verdient.“

Auf den Wink des Sultans wurde dem Indier sogleich der Kopf abgeschlagen. Nun wurde ein Pferd für die Prinzessin herbei gebracht; der Sultan half ihr selbst hinauf, und ritt an ihrer Seite nach seiner Hauptstadt in seinen Palast. Hier ließ er ihr sogleich die besten Zimmer einräumen, und eine Menge von Sklavinnen erschienen auf seinen Wink, theils um sie zu bedienen, theils um ihr Gesellschaft zu leisten. Aber der Sultan entfernte sich, weil er vermuthete, daß sie der Ruhe bedürfte. Sie hatte sich auch kaum mit einiger Speise erquickt, so sank sie auch auf ihr Ruhepolster nieder. Die Hoffnung, daß sie der Sultan von Kaschmir

nun wieder mit sicherer Begleitung nach Persien zurücksenden werde, wiegte sie bald in angenehme Träume.

In der Frühe des andern Morgens wurde sie aber durch eine rauschende Musik von Trommeln, Paucken und Trompeten aus ihren Träumen erweckt. Sie fragte eine der Sklavinnen, was der Lärm auf der Straße bedeute, erhielt aber keine Antwort, als diese: „Beliebet nur aufzustehen, meine Herrscherin, und laßt Euch von Euren Dienerinnen kleiden und schmücken, so werdet Ihr es bald von dem Sultan selber erfahren.“

Kaum war sie mit ihrem Anzuge fertig, so erschien auch der Sultan von Kaschmir in ihren Zimmern. Er war viel reicher und prächtiger gekleidet, als am vorhergehenden Tage. „Ihr werdet Euch wundern,“ sprach er, „meine Prinzessin, daß schon so früh die Straßen in dieser fröhlichen Bewegung sind. Ich gedenke aber nun heute ein Fest zu feiern, dessen sich mein ganzes Volk erfreuen soll. Lange habe ich mich unter den Fürstentöchtern vergebens nach einer Prinzessin umgesehen, die mir so gefallen könnte, daß ich sie zu meiner Gemahlin erwählen möchte. Nun aber ist es mir gelungen, eine solche zu finden, die würdig ist, meine Krone mit mir zu theilen, und eben lasse ich meinem Volke unter dem Schalle der Trommeln und Pauken verkünden, daß ich heute noch das Fest meiner Vermählung feiere. Ihr kennt meine erwählte Braut, und ich hoffe, Ihr

werdet mit meiner Wahl zufrieden seyn. Ihr seid sie selbst.“

Kaum hatte der Sultan von Kaschmir dieses Wort ausgesprochen, so sank die Prinzessin in Ohnmacht. Ihre Sklavinnen und der Sultan bemüheten sich lange, bis sie wieder ein Zeichen des Lebens von sich gab. Als sie sich wieder besann, war ihr erster Gedanke der Gedanke an Firuz-Schah, den persischen Prinzen. „Ihm,“ dachte sie, „habe ich mich zur Gemahlin versprochen, und so muß ich ihm auch getreu bleiben, und darf nicht die Gemahlin eines Andern werden.“ Da der Sultan von Kaschmir aber etwas Barsches in seiner Miene hatte, und ein hartnäckiges Gemüth zu haben verrieth, wollte sie nicht den ungewissen Versuch machen, ihn durch ihre Bitten auf andere Gedanken zu bringen; sondern entschloß sich lieber zu einer Verstellung. Sie fing sogleich an, irre zu reden, sprang auf, wie wahnwitzig, und stellte sich sogar, als wollte sie, wie eine Rasende, den Sultan anfallen. Der Sultan ward darüber sehr bestürzt und entfernte sich schnell. Den Sklavinnen befahl er aber noch zur Thüre hinein, sie sollten die tolle Prinzessin nicht verlassen, und ihm von Stunde zu Stunde Nachricht bringen, wie sie sich befinde. Er erhielt aber nie eine tröstliche Botschaft; im Gegentheil schien es, als ob sich das Uebel von Stunde zu Stunde verschlimmere.

Da sich die Prinzessin von Bengalen mehrere Tage so wahnsinnig und toll geberdete, zog

der Sultan von Kaschmir endlich die Aerzte seiner Königsstadt zu Rathe. Sie versicherten aber, daß sie die Kranke nicht gehörig zu heilen vermöchten, wenn sie dieselbe nicht vorher gesehen hätten. Da ließ der Sultan erst den erfahrensten Arzt zu ihr hinein führen. Weil die Prinzessin aber fürchtete, der Arzt möchte bei genauer Beobachtung leicht finden, daß ihre Krankheit nur Verstellung wäre, suchte sie ihn durch ihr Betragen zu schrecken, und fuhr ihm, wie er sich ihr nahte, nach dem Gesichte, als wollte sie ihm die Augen auskratzen, und machte allerlei tolle Bewegungen, daß der Arzt so schnell als möglich, durch die Thüre zu entkommen suchte. So machte sie es auch, als der zweite und als der dritte Arzt zu ihr herein trat, und bei allen, die sich in ihre Nähe wagten. Sie erklärten darum alle einmüthig, die Prinzessin sei in einem Zustande der Verrücktheit, den sie nicht heilen könnten; man müsse hier blos auf die wohlthätige Wirkung der Zeit hoffen, die das Uebel allein schwächen könnte.

Der Sultan von Kaschmir ließ hierauf alle Aerzte seines Königreichs nach einander nach seiner Hauptstadt kommen; aber die Prinzessin begegnete ihnen allen nicht besser, und sie machten die wunderlichsten und verschiedenartigsten Entschuldigungen bei dem Sultan, warum sie das Uebel der Prinzessin nicht zu heilen vermöchten. Da schickte der Sultan endlich nach allen benachbarten Reichen Gesandte aus, und ließ den Aerzten jener Reiche unermeßlich große

Belohnungen versprechen, wenn sie kämen und der tollen Prinzessin ihren gesunden Menschenverstand wieder verschafften. Denn er hatte sich's nun vorgesetzt, diese müßte seine Gemahlin werden, und was er sich einmal vorgenommen hatte, das suchte er um jeden Preis durchzusetzen.

Es gelang ihm aber nicht. Durch die unmäßige Belohnung gereizt, kamen zwar einige fremde Aerzte, die sich im Besitze der wirksamsten Heilmittel dieser Krankheit glaubten. Allein alle Hoffnung täuschte hier. Auch sie giengen wieder ohne Erfolg von dannen; die Prinzessin blieb toll, und der Sultan von Kaschmir blieb ohne Gemahlin, so ärgerlich er auch war, daß es hier zum ersten Male in seinem Leben nicht nach seinem Starrsinne gehen wollte.

Sechstes Kapitel.

Der Prinz Firuz-Schah hatte unterdessen, als Derwisch verkleidet, mehrere Länder durchwandert, und war nach Indien gekommen. Allenthalben erkundigte er sich nach den Neuigkeiten des Tages, und forschte gelegenheitlich nach dem Indier und der Prinzessin. Doch alles war vergeblich. Endlich kam er auch einmal in eine indische Stadt, in der man eben viel Spott über einen Arzt trieb, der eben von einer weiten Reise zurückgekommen war, von der er sich große Ehre und Reichthum versprochen und allenthalben schon damit geprahlt hatte;

und doch war er so gar ärmlich und demüthig wieder heimgekehrt. Als sich Firuz-Schah um die nähern Umstände erkundigte, sagte man ihm, der Arzt habe geglaubt, er könnte in Kaschmir eine bengalische Prinzessin heilen, die an dem nämlichen Tage toll geworden wäre, da der Sultan von Kaschmir sie zu seiner Gemahlin habe erwählen wollen

Das war das erste Mal, daß der Prinz auf seiner ganzen Reise von einer bengalischen Königstochter sprechen hörte. Die Hoffnung, daß es gerade die seyn könnte, die er suchte, ward ihm beinahe zur Gewißheit, und da er in jener Stadt sonst nichts Näheres über sie erfahren konnte, machte er sich sogleich auf den Weg, und reiste nach Kaschmir.

Hier erfuhr er alsbald in einem Khane, in dem er einkehrte, die Geschichte von der bengalischen Prinzessin ausführlich, und da man auch des Indiers dabei erwähnte, so war es ihm außer allem Zweifel, daß die kranke Prinzessin seine Braut sei. Da er die ganze Lage der Prinzessin kannte, so vermuthete er auch sogleich, daß ihre Krankheit wahrscheinlich nur Verstellung seyn möchte.

Seinen Bart hatte er sich schon auf der Reise, als Derwisch, lang wachsen lassen, und gleich am andern Morgen nach seiner Ankunft verschaffte er sich ein passendes Kleid, und gieng nun gleich, ganz in der Tracht eines Arztes, nach dem Palaste des Sultans, und ließ sich bei ihm melden. Der Sultan ließ ihn gleich vor

sich kommen, und machte ihm große Versprechungen, wenn er der Prinzessin wieder ihre vorige Gesundheit verschaffen könnte. „Aber,“ setzte er hinzu, „so viele Aerzte haben sie schon gesehen, und als unheilbar erklärt, daß ich auch von dir keine sehr große Hoffnung hege.“

„Es mag allerdings etwas anmaßend von mir scheinen,“ erwiederte der scheinbare Arzt, „daß ich junger, unerfahrner Mann etwas zu leisten hoffe, was so viele kunstgeübte und erfahrne Aerzte nicht zu leisten vermochten. Indessen bin ich durch Zufall auf meinen weiten Reisen in den Besitz mancher sehr wirksamer Heilmittel gekommen, die wohl schwerlich bei dieser Kranken schon versucht wurden.“

„Ach du mein Himmel!“ fiel ihm der Sultan in die Rede, „das ist eben das Schlimme, daß noch gar zu wenige Heilmittel bei ihr versucht wurden. Zum Versuchen ist es eigentlich noch mit gar keinem Mittel gekommen; denn sie hat einen solchen Widerwillen gegen alle Menschen deines Standes, daß sie auch bei deinem Anblicke gleich die heftigsten Zuckungen bekommen wird.“ Er rieth ihm hierauf, nicht sogleich zu ihr hinein zu gehen, sondern zuvor in ein anderes Zimmer hinauf zu steigen, wo er durch ein Gitterfenster hinabsehen und sie zuvor ungesehen beobachten könnte.

Als er an dem Gitterfenster stand, hörte er die Prinzessin dasselbe Lied singen, das sie in der Nacht sang, da er mit dem Wunderpferde auf ihren Palast in Bengalen gekommen

war. Dieß bestätigte ihm seine Vermuthung, daß ihre Krankheit nur erdichtet wäre, und er ging sogleich zum Sultan. „Freuet Euch," sprach er, „mächtiger Beherrscher des kaschmirschen Reiches, die Krankheit der Prinzessin ist nicht unheilbar; und ich kann Euch sicher versprechen, sie wieder herzustellen. Nur muß ich, ehe ich meine Heilmittel anwende, mit der Kranken allein reden. Sie wird mich zwar freilich anfänglich nicht besser empfangen, als sie alle meine Kunstgenossen empfangen hat. Ich besitze aber das Geheimniß einer kurzen Zauberformel, und wenn ich ihr diese zuflüstere, so wird sie wie ein Lämmchen fromm werden, daß ich ihre Heilung ohne Furcht unternehmen kann."

Sehr erfreut über diese gute Nachricht, ließ der Sultan den fremden Arzt sogleich zur Prinzessin hinein führen. Als sie einen Mann in der Tracht eines Arztes erscheinen sah, fuhr sie wieder toll und rasend auf, und ging auf ihn los. Da eilte der Sultan, der ihn neugierig bis an die Thüre begleitet hatte, schnell von dannen. Firuz-Schah blieb aber unerschrocken stehen, und als sie ihm näher kam, flüsterte er ihr schnell zu: „Prinzessin, erkennt mich! ich bin kein Arzt; Firuz-Schah ist gekommen, Euch zu befreien!" Sie erkannte ihn sogleich an der Stimme, und blieb stehen, starr vor Freude. Er sagte ihr schnell alles Nöthige, rieth ihr, sich morgen etwas sanfter gegen den Sultan zu betragen, aber nicht zu sprechen, wenn

er ihn herein führe, und erkundigte sich nach dem Wunderpferde. Sie wußte nichts davon; doch vermuthete sie, daß es der Sultan aufbewahrt habe.

Am andern Tage führte Firuz-Schah den Sultan von Kaschmir zu der Prinzessin von Bengalen, die ihn zwar stumm, aber sehr ehrerbietig empfing. Der Sultan war ganz entzückt, daß die Heilmittel des fremden Arztes so trefflich wirkten, und sprach selbst zur Prinzessin über die große Kunst dieses Mannes. „Gebraucht nur ja seine Mittel recht pünktlich," setzte er hinzu, „so wird sich's hoffentlich auch mit der Sprache bald geben." Die Prinzessin konnte sich des Lachens bei dieser Rede kaum enthalten. Sie zuckte schon mit dem Munde. Aber der Sultan glaubte, dieß sei noch von ihrer Krankheit her, und fürchtete einen neuen Anfall ihrer krampfhaften Zuckungen und ihrer Raserei. Er entfernte sich darum sehr bald.

Firuz-Schah folgte dem Sultan nach einem andern Gemache, und stand eine Zeitlang, wie in tiefen Gedanken. Dann wandte er sich zu ihm und sprach: „Ich gestehe, daß mir heute noch einige Bedenklichkeiten über den Zustand und die Heilung der Kranken aufgestoßen sind. Vielleicht könnte ich besser und noch schneller zu ihrer Heilung wirken, wenn ich etwas von der frühern Geschichte derselben wüßte, vor allem diejenige Begebenheit ihres Lebens, die ihr diese Krankheit zugezogen." Er hoffte, auf diese Weise etwas von dem Wunderpferde zu erfah-

ren, und der Sultan, der gar nichts Arges ahnete, erzählte ihm Alles, wie er sie in dem Walde gefunden und aus den Händen des Indiers errettet hatte.

„Wie war sie aber in den Wald gekommen?" fragte Firuz-Schah weiter. „Ja," antwortete der Sultan, „das ist mir selbst nicht ganz bekannt. Sie sagte mir zwar damals, der Indier habe sie auf einem zauberischen Pferde dahin gebracht. Es stand auch ein künstlich nachgemachtes Pferd dort; allein es ist ganz unbeweglich. Ich habe es oft vergeblich auf mancherlei Weise zu brauchen versucht; aber es scheint mir, daß es nur durch Zauberei zu bewegen ist. Zur Vorsorge ließ ich es jedoch in meiner Schatzkammer verwahren."

„Nun ist es sicher," rief Firuz-Schah, „daß die Krankheit nur von der Zauberei herrührt, und dem Himmel sei Dank, daß Ihr das einzige Mittel zu ihrer gänzlichen Heilung besitzt. Mit meinem Leben verbürge ich Euch nun, morgen die Prinzessin an Seele und an Leib so gesund zu machen, als sie jemals in ihrem Leben war. Wollt Ihr Euch, Euerm Hofstaate und den Bürgern Eurer Stadt ein sehenswürdiges Schauspiel gewähren, so laßt morgen das zauberische Pferd auf den freien Platz vor dem Schlosse bringen, und vor den Augen der ganzen Menge werd ich zu Aller Lust und Ergötzen die völlige Heilung Eurer Braut vollenden. Freilich wird Euch das Pferd als die Ursache ihrer Krankheit bei der Heilung verloren gehen; doch da

Ihr es nicht zu gebrauchen versteht, hat es ja ohnehin keinen besondern Werth für Euch."

Der Sultan war ganz außer sich vor Entzücken über diese Versprechungen. Mit Freuden willigte er in den Verlust des Pferdes, und nahm sich vor, gleich nach der Heilung der Prinzessin das Fest seiner Vermählung mit ihr zu feiern. Er traf darum sogleich die nöthigen Anstalten, und schickte der Prinzessin durch ihre Sklavinnen ein prächtiges Brautkleid und einen reichen Schmuck von Perlen und Edelsteinen.

Am andern Morgen ließ er den großen Platz vor dem Palaste auf's geschmackvollste ausschmücken, und das Zauberpferd in die Mitte des Platzes auf einen reichgewirkten Teppich stellen. Durch die Stadt aber ließ er durch Herolde ausrufen, daß ein fremder Arzt heute allem Volke ein sehenswürdiges Schauspiel geben wolle durch die völlige Heilung der unheilbar geglaubten Krankheit der Prinzessin von Bengalen.

Da sammelte sich bald alles Volk aus der ganzen Stadt Kaschmir. Die Trabanten des Sultans waren umher ausgestellt, um die Ordnung zu erhalten, und Aller Augen waren auf das Pferd in der Mitte des Platzes gerichtet. Der Sultan stieg auf ein Schaugerüste, welches für ihn und die Großen des Hofes errichtet war, und nun gab eine rauschende Musik das Zeichen, daß die Feierlichkeit ihren Anfang nähme.

Es öffnete sich alsbald die Hauptpforte des Palastes, und hervor traten die Sklavinnen der Prinzessin in feierlichem Zuge, köstlich geschmückt; in ihrer Mitte aber schritt die Prinzessin in einem Gewande, das von Gold starrte und mit den seltensten Edelsteinen bedeckt war. Unwillkührlich mußte man anfänglich die Augen schließen, weil sie den strahlenden Glanz kaum zu ertragen vermochten, ehe sie sich daran gewöhnt hatten.

An den Zug der Frauen schloß sich ein Zug der Diener des Palastes an. In ihrer Mitte ging Firuz-Schah in dem Kleide eines Arztes. Aller Finger zeigten verwundert auf den kunsterfahrnen Arzt. Als die beiden Züge bei dem Zauberpferde angelangt waren, gab Firuz-Schah ein Zeichen, und sogleich wurde die Prinzessin von ihren Dienerinnen hinauf gehoben. Nun winkte er wieder, und es erschienen zwölf Sklaven, deren jeder ein Rauchfaß mit glühenden Kohlen trug. Er bezeichnete ihnen die Stelle, wo sie die Rauchfässer im Kreise um das Pferd hinstellen mußten, und nun streute er eine Menge des köstlichsten Rauchwerkes auf die Kohlen, daß eine wohlriechende Rauchwolke daraus emporstieg. Hierauf ging er dreimal außen um den Kreis, den die Kohlbecken bildeten, herum, und murmelte mit auf der Brust über einander geschlagenen Händen einige unverständliche Worte.

Als aber nun eine dichte Rauchwolke die Prinzessin auf dem Pferde ganz umhüllte, und den Augen der Zuschauer entzog, schwang er

sich behende hinter sie in den Sattel, faßte mit der einen Hand den Zügel und drehte mit der andern die Schraube am Halse. Da erhob sich das Pferd schnell mit ihnen in die Luft. Prinz Firuz-Schah lenkte es absichtlich an dem Schaugerüste des Sultans vorüber, und indem er daran hinschwebte, rief er ihm zu: „Sieh', mächtiger Sultan, die Prinzessin ist völlig gesund. Wenn du dir aber wieder einmal eine Gemahlin zu wählen Lust bekommst, so frage sie zuvor, ob sie auch deine Gemahlin werden mag. Es kann sich nicht Alles in der Welt nach deinem Starrsinne fügen." Schnell erhob sich das Pferd nun weiter in die Höhe; denn Firuz-Schah hatte noch einmal an der Schraube gedreht. Und ehe der erstaunte Sultan von Kaschmir sich recht besann, war ihm das Pferd mit den Flüchtlingen schon aus dem Gesichte verschwunden.

In wenigen Stunden flog Firuz-Schah, der persische Prinz, auf seinem Zauberpferde mit der Prinzessin von Bengalen in gerader Richtung nach dem persischen Reiche, und ließ sich vor der Hauptpforte des königlichen Palastes nieder.

Der König hatte seinen Sohn bisher als verloren beweint; darum war seine Freude jetzt auch ganz ungemäßigt. Er ließ sogleich Zurüstungen zu den prächtigsten Feierlichkeiten machen, und nach wenigen Tagen wurde das Vermählungsfest des Prinzen mit der bengalischen Prinzessin gefeiert. An demselben Tage trat er

ihm auch die Königskrone ab, und beschloß, seine Tage in sorgenloser Ruhe zu verleben.

Der junge König Firuz-Schah schickte sogleich eine anständige Gesandtschaft an den Vater seiner Gemahlin nach Bengalen, und ließ ihn um seine väterliche Einwilligung zur Vermählung seiner Tochter ersuchen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr der König von Bengalen erst, auf welche Weise er seine Tochter verloren hatte, und die Geschichte ihrer Schicksale. Er erwiederte die Bitte des jungen Königs aufs huldreichste, und schickte ihm und seiner Tochter seinen väterlichen Segen.

Sie lebten glücklich, und beglückten ihre Unterthanen bis in's höchste Alter.

Die
Geschichte von dem Prinzen Beder und der Prinzessin Giauhare.

1.

In dem alten persischen Reiche herrschte einst ein milder, frommer König im Frieden mit den Königen und Fürsten aller benachbarten Reiche, und geliebt von seinem eigenen Volke. Dieser saß eines Abends einsam, wie er oft pflegte, in einer kühlen Laube seines Gartens, und erwägte bei sich, was er im Laufe des Tages gethan, und ob er auch jede Gelegenheit benutzt habe, seine Unterthanen zu beglücken. Das Bewußtseyn erfüllter Pflicht that seinem Herzen so wohl, daß er sich für den Glücklichsten auf Erden hielt, und so fing er an, sich sein Glück selbst vorzurechnen.

„Welcher König auf Erden,“ so sprach er bei sich selbst, „beherrscht ein so mächtiges Reich, als Persien, dessen Provinzen schon einzeln einige Königreiche ausmachen, und von Königen regiert werden, die mir alle zinsbar sind? Wer ist mächtiger, wer genießt mehr Ehre und

Ansehen, als ich? Meine Diener dienen mir mit Freuden und aus Liebe. Rings umher herrscht der Friede, Friede in meinem Reiche, und, was das Beste ist, Friede in meinem eigenen Herzen. Und was kann es noch für ein Glück geben, das ich entbehre, und das ich mir mit meiner Macht, mit meinem Reichthum nicht zu verschaffen im Stande wäre?"

Indem er so mit sich selbst sprach, blickte er zufällig auch auf eines der kleinen Gärtnerhäuschen, die unten noch im Bezirke seines Königsgartens standen. Eben kehrte einer der Gartenarbeiter, die Gartengeräthe auf seiner Schulter, von der Arbeit des Tages nach Hause, und aus der Hütte eilte ihm sein Weib und ein etwa vierjähriger Knabe frohlockend entgegen. Die Frau schloß ihn in ihre Arme, und trocknete den Schweiß von seiner Stirne; der Knabe umfaßte des Vaters Beine und rief: „Heida! Heida! Väterchen, kommst du endlich? Komm, gieb mir die Hacke, gieb mir die Schaufel, ich trage sie hinein! du bist ja so müde." Der Gärtner küßte den Knaben und gab ihm die Geräthe, und der Kleine schleppte sie in das Haus. Dann kam er wieder gelaufen und rief fröhlich: „Drinnen stehen sie in der Ecke." — Der Mann herzte ihn wieder und sprach: „So ist's recht! bist auch ein wackerer Bursche, den man schon brauchen kann!" — „Ja, warte nur, Vater," antwortete der Knabe, „wenn ich erst größer bin, dann geh' ich mit dir in den Garten, und helfe dir graben und pflanzen."

Unter solchen Gesprächen gingen die drei Glücklichen in ihre Hütte. Der mächtige König aber saß sehr ernstlich nachdenkend in seiner Laube. „Was hilft mir alle Macht?“ rief er endlich, „was hilft mir aller Reichthum? Das ist ein Glück, das sich nicht erkaufen läßt. Der arme Mann ist glücklicher in seiner kleinen Hütte, als ich in meinem Palaste. Wohl ist es wahr, wenn ich mein Tagwerk beschlossen habe, beseligt mich das Bewußtseyn erfüllter Pflicht. Doch kein treues Weib kommt mir theilnehmend in den hohen öden Sälen entgegen! kein Sohn springt fröhlich an mir hinauf, und verheißt mir seine Hülfe, wenn ich einst alt bin. Es ist wahr, ich habe in den Sälen des Frauenpalastes viele Frauen, wie es die Sitte dieses Landes mit sich bringt; doch alle sind als Sklavinnen gekauft, und alle sind Sklavinnen geblieben, und unter allen ist keine, die mir, wie diese arme Gärtnerin, einen Sohn entgegen führen kann. Aber unter allen ist auch nicht eine, die mit ihrer Schönheit zugleich die stille fromme Herzensgüte verbindet, die sich in der ganzen Anmuth ihres Wesens aussprechen muß, und die ich an der Mutter meines Sohnes wünschte.“

Seit diesem Abende hatte sich eine trübe Stimmung seiner bemeistert, und selbst seine Wessire und die Großen seines Reiches merkten mit theilnehmender Besorgniß diese Veränderung. Doch aus Bescheidenheit fragte keiner nach dem Grunde seines Kummers.

Eines Tages ward ihm, da er eben in Angelegenheiten seines Reiches eine große Rathsversammlung hielt, ein fremder Kaufmann gemeldet, der ihm eine Sklavin vorstellen wollte, die er aus fernen Landen hergebracht habe. „Eine Sklavin?“ fragte der König gleichgültig. Dann besann er sich aber, diese könnte gerade die fromme Einfalt des Herzens besitzen, die er an allen Sklavinnen seines Frauenpalastes vermißte, und gebot, den Kaufmann herein zu führen. Er trat herein, und der König ließ ihn in seiner Nähe niedersitzen. Dann fuhr er in seinen Geschäften fort. Also pflegte er immer zu thun, damit die Fremden sähen und hörten, wie freundlich er mit Jedermann sprach, und desto vertrauensvoller und freier dann ihr Anliegen vorbrächten.

Als er endlich die Versammlung entließ, wandte er sich zum Kaufmann, und fragte ihn nach seinem Begehren. „Großer König der Könige,“ antwortete dieser, „ich bringe eine Sklavin, die an Schönheit alle Frauen und Jungfrauen der Erde weit übertrifft.“ Etwas unzufrieden über diese Lobpreisung wandte sich der König, und sprach: „Gut, gut! Du bist ja ein Kaufmann, und bietest sie mir feil, da muß sie wohl die schönste seyn. Doch, wenn sie's auch wäre, so sage ich dir voraus, daß ich der gekauften Sklavinnen genug habe. Ich suche mir aber eine Gemahlin, die mein volles Vertrauen verdient. Ich sehe nicht auf die eitle flüchtige Schönheit, sondern auf die blei-

bende Anmuth ihres ganzen Wesens, die immer ein Abdruck seyn muß ihres reinen frommen Herzens. Diese Anmuth läßt sich nicht, wie die Schönheit, nach Regeln bemessen und bestimmen; sondern diese kann man nur fühlen, wenn man selbst sieht. Darum bringe deine Sklavin und spare jedes Wort zu ihrem Lobe."

Der Kaufmann neigte sich schweigend und entfernte sich. Bald darauf erschien er mit der ganz verschleierten Sklavin. Er mußte sie in ein Seitenkabinet führen, wo er ihr den Schleier abnahm. Der König von Persien sah sie aber mit freudiger Bestürzung an; denn sie war ganz so, wie er sich eine Jungfrau zur Gemahlin gewünscht hatte. Die edelste Sanftmuth und reinste Unschuld des Herzens sprach aus allen ihren Zügen.

Sogleich führte er den Kaufmann wieder in den Saal und fragte ihn um den Preis dieser Sklavin. „Sie kostet mich selbst tausend Goldstücke," antwortete dieser, „und eben so viel habe ich etwa auf der Reise für sie ausgelegt; denn wir sind schon drei Jahre unterwegs. Doch sei es ferne von mir, dem Könige der Könige einen Preis zu bestimmen. Ich biete sie Euch vielmehr zum Geschenke."

„Ich nehme dein Geschenk an," erwiederte der König, „doch soll dir mein Schatzmeister ein Gegengeschenk von zehntausend Goldstücken zustellen." Der Kaufmann war darüber sehr erfreut, und versicherte, er werde allenthalben diese Freigebigkeit rühmen. Ehe er sich aber

entfernte, ließ ihn der König zum Zeichen seiner Huld noch mit einem Gewande von schwerem Goldstoffe bekleiden.

Der neuen Sklavin ward nun eine sehr schöne Wohnung angewiesen, sie erhielt viele Sklavinnen zu ihrer Bedienung, und der König sandte ihr die schönsten Stoffe und die kostbarsten Kleinodien, um sich königlich damit zu schmücken. Nach etlichen Tagen ging er hin, um sie zu besuchen. Sie sah gerade zum Fenster hinaus, wo sie eine herrliche Aussicht aufs Meer hatte, das mit seinen Wellen die Felsenwand benetzte, auf der das Schloß erbaut war.

Als sie seine Tritte hörte, wandte sie das Haupt ein wenig um, und blickte hierauf wieder gleichgültig auf das Meer hinaus, als ob gar Niemand im Zimmer wäre. Obgleich dem Könige diese Gleichgültigkeit sehr auffiel, so entschuldigte er sie doch bei sich; denn er dachte, in ihrem Vaterlande sei etwa die Sitte anders, oder sie sei vielleicht in Verhältnissen aufgewachsen, in welchen sie nie lernen können, was schicklich oder unschicklich. Er trat zu ihr, faßte ihre Hand und sprach: „Ich komme, meine theure Freundin, zu sehen, wie du dich befindest, ob dir nichts abgeht, ob du dir in deiner Wohnung gefällst. Wenn du irgend einen Wunsch hegst, so vertraue mir ihn, ich werde weder Sorge noch Kosten scheuen, ihn zu befriedigen."

Sie hatte ihm zwar ihr Angesicht zugewandt, allein sie stand mit niedergeschlagenen Augen und

antwortete keine Sylbe, nicht einmal durch ein leichtes Nicken oder Schütteln des Kopfes. Er fragte sie mit bittender Stimme um ihren Namen, aber sie schwieg. Er fragte sie mit der herzlichsten Theilnahme nach der Ursache dieses Schweigens, ob ihr die Entfernung von ihren Verwandten, von ihrem Vaterlande so schmerzlich wäre, ob sie sich zurücksehne in das Land ihrer Kindheit — sie blieb aber ungerührt, und antwortete nicht.

Da er sah, daß Alles vergeblich sei, drang er nicht weiter in sie. „Vielleicht," dachte er, „giebt es bei Tische eine Veranlassung, sie zum Reden zu bringen;" denn das hatte er wohl bemerkt, daß sie Alles verstand, was er ihr sagte, obgleich sie selbst durch ihre Mienen kein Zeichen einer Antwort gegeben hatte. Er klatschte in die Hände, und als einige Dienerinnen erschienen, befahl er den Tisch zu decken.

Als dieß geschehen und das Abendessen aufgestellt war, trat er zu der Jungfrau, und bat sie mit freundlichen Worten, sie möge ihm die Freude machen, mit ihm zu essen. Willig folgte sie ihm zu Tische, und setzte sich ihm gegenüber. Er legte ihr selbst die besten Bissen vor, und sie aß. Aber nie erhielt er eine Antwort, wie oft er auch fragen mochte, ob ihr diese oder jene Speise schmecke, ob er ihr davon vorlegen sollte.

Nach dem Essen wurde das Handwasser gereicht, und während sich der König die Hände wusch und an dem Tuche abtrocknete, fragte er

die Sklavinnen, die ihm solches dargereicht hatten, ob die Jungfrau auch mit ihnen nicht rede. Sie versicherten ihn, sie hätten sie nun schon seit ihrem Hierseyn bedient, sie an- und ausgekleidet, und ihr alle Handreichungen gethan; sie nehme Alles mit derselben Miene an, sie hätte aber noch nie, auch nicht durch Zeichen, ihre Zufriedenheit oder Unwillen zu erkennen gegeben, und in der ganzen Zeit hätten sie noch keinen Laut von ihr vernommen.

Beim Weggehen reichte ihr der König wieder seine Hand, und wünschte ihr wohl zu schlafen. So freundlich und herzlich er aber auch diesen Wunsch aussprach, so nahm sie ihn doch gleichgültig auf, und erwiederte ihn durch keinen Zug ihrer Miene.

Seit diesem Tage brachte der König alle Zeit, die er nicht den Sorgen seines Reiches widmete, in der Wohnung der stummen Jungfrau zu, und machte alle mögliche Versuche, sie zum Reden zu bringen. Doch war Alles vergeblich. Er mußte endlich für ausgemacht annehmen, daß sie stumm sei, ob er gleich nicht begreifen konnte, wie sich die Züge einer Stummen so seelenvoll ausbilden könnten. Denn je häufiger er sie sah, je fester ward er überzeugt, daß ihn ihr Anblick nicht getäuscht, daß sie das sanfteste, reinste Gemüth besitzen müsse, obgleich sie weder dieß, noch das Gegentheil auszudrücken vermochte. Ja seine Ueberzeugung ward am Ende so fest, daß er entschloß,

sie ungeachtet ihrer Sprachlosigkeit zur Gemahlin zu erwählen.

„Was sollen mir alle die Sklavinnen," dachte er bei sich, „die ich meist gegen ihren Willen in meinem Frauenpalast habe? Ob sie gleich alle reden können, so höre ich doch nie ein gemüthliches Wort von ihnen, ja ich sehe vielmehr, so oft ich einmal in den Frauenpalast komme, nur die Aeußerungen niederer Leidenschaften. Bei dieser stummen Jungfrau erkenne ich aber an der stillen Ruhe, die in ihrem ganzen Betragen und auf ihrem Gesichte herrscht, daß auch ihr Inneres nicht von Leidenschaftlichkeit bewegt wird; denn gerade bei Stummen zeigt sich diese mehr in der Miene. Mag es darum auch gegen die Sitte meiner Vorfahren und meines Landes seyn, so will ich doch alle Sklavinnen aus dem Frauensaale entlassen, und diese stumme Sklavin als meine Gemahlin zu mir auf den Thron erheben."

Als er zu der stummen Jungfrau kam, und ihr seinen Entschluß bekannt machte, sah er zum ersten Male, daß ihre Augen sich mit einem freundlichen, sehr zufriedenen Blicke zu ihm erhoben. Sogleich ließ er seinen Schatzmeister kommen, und befahl ihm, jeder der Sklavinnen in dem Palaste der Frauen zehntausend Goldstücke auszuzahlen, und dem Großwessir trug er auf, er sollte dafür sorgen, daß jede anständig in ihre Heimath zu den Ihrigen zurückgeleitet werde. Die stumme Jungfrau aber ließ er in ihren schönsten Schmuck kleiden und auf

ein reichgeschmücktes Pferd setzen, das von zwei seiner Wessire geführt ward. Er selbst bestieg ein anderes Pferd und ritt zu ihrer Seite; vor und nach ihnen aber ging ein großer Zug von reichgekleideten Sklaven und Sklavinnen und die prächtige königliche Leibwache. Ganz voraus ritten hundert Trompeter, die stießen fröhlich in ihre Trompeten, und wenn sie eine Pause machten, so rief ein Herold dem Volke in den Straßen zu: „Der König der Könige hat sich eine Jungfrau zur einzigen Gemahlin erwählt, und reitet an ihrer Seite durch die Straßen seiner Königsstadt, daß er sie dem Volke zeige, und das Volk ihr seine Verehrung erweise." Wo der König und die neue Königin sich aber naheten, frohlockte die Menge, und rief laut: „Es lebe unser guter König, und seine Gemahlin beglücke ihn!" Und wenn sie nun vorbei ritten, so warf sich alles Volk ehrerbietig mit dem Angesichte auf die Erde.

Als sie den Ritt durch die Stadt jetzt geendet hatten, war ein großes Mahl in dem Palaste des Königs zugerichtet, und alle Großen des Reiches, alle Gesandten der Könige und Fürsten, und alle angesehene Fremdlinge, die sich gerade in der Stadt aufhielten, waren dazu geladen. Die geschicktesten Tänzer und Tänzerinnen, Sänger und Sängerinnen erschienen dabei, und vermehrten durch ihre Kunst noch die Freuden des Mahles. Am Abende waren mancherlei Spiele und andere Festlichkeiten angeordnet, und diese dauerten mehrere Tage.

Zu seiner großen Freude bemerkte der König, daß seine stumme Gemahlin an Allem diesem doch mehr Theilnahme bezeigte, als bisher. Ihre frommen Augen erhoben sich öfter unter ihren langen Wimpern, und ihre Blicke sagten ihm, daß sie mit Allem zufrieden sei. So lebte er ein ganzes Jahr mit ihr, und wenn ihm schon ihre Lippen nichts sagten, so sagten ihm doch im Laufe desselben ihre Augen, ihre Mienen, daß sie sich glücklich fühle, seine Gemahlin zu seyn. Und so war ihm schon ein Theil des Glückes zu Theil geworden, um welches er damals seinen armen Gärtner beinahe beneidet hätte.

Aber sein Wunsch sollte auch ganz in Erfüllung gehen. Einst hatte er sich in wichtigen Angelegenheiten seines Reiches mehrere Tage hinter einander vom frühen Morgen bis zum späten Abend in seiner Rathsversammlung aufhalten müssen, und seine Gemahlin gar nicht besuchen können. Als er aber nun seine Geschäfte beendet hatte, und zum ersten Male wieder zu ihr hereintrat, kam sie ihn mit fröhlicher Miene entgegen, und trug ein kleines Kindlein auf ihren Armen: „Heida!" rief sie dabei, „Heida! Väterchen, kommst du endlich? Sieh', was ich für dich habe. Ein schöner Himmelsengel hat mir's gestern Nacht im Schlaf in die Arme gelegt!" Sie reichte ihm bei diesen Worten das Kindlein entgegen.

Der König aber stand in freudiger Bestürzung da, und wußte sich nicht zu fassen. Seine

Gemahlin konnte reden, war nicht mehr stumm; schon dieß allein hätte er für das höchste Geschenk des Himmels gehalten. Daß sie ihm aber nun auch ein Kind entgegen brachte, wie die Gärtnerin ihrem Manne den Knaben entgegen geführt hatte, das war mehr als er hoffen konnte.

Als er einige Sekunden so bewegungslos und stumm gestanden, sagte die Königin scherzend: „Ei, Väterchen, haben wir denn getauscht, daß du jetzt stumm bist? oder willst du das holde Knäblein nicht haben? Da seh's nur einmal an, wie schön es ist, und wie klug es schon in die Welt hinein schaut!"

Noch konnte er nicht zu Worten kommen, aber er nahm das Kindlein auf seine Arme und betrachtete es. Dann küßte er es und küßte seine Gemahlin, und rief: „Jetzt bin ich glücklich! bisher habe ich noch kein Glück gekannt." Die Königin hatte ihm das Kindlein wieder abgenommen, er aber konnte nun seine Freude nicht mehr mäßigen. Mit lautem Freudengeschrei stürzte er sich hinaus, rannte durch die Gänge seines Palastes, rief selbst alle Sklaven und Sklavinnen zusammen, und erzählte ihnen sein Glück. Auch seinen Schatzmeister ließ er herbeirufen, und befahl ihm, reiche Almosen unter die Armen auszutheilen; seinem Großwessir aber trug er auf, den Dienern der Religion hunderttausend Goldstücke anzuweisen, und ihnen aufzutragen, sie sollten in allen Tempeln ein Dankfest feiern. Auch sollte es durch

die Herolde allem Volk verkündet werden, daß ihm der Himmel einen Kronprinzen geschenkt habe.

Nachdem er dieß Alles angeordnet hatte, ging er wieder zu seiner Gemahlin zurück, und ergötzte sich lange an dem Anblicke seines Söhnleins. Dann wandte er sich zu ihr und sprach: „Wie war es aber möglich, daß du so lange ein so hartnäckiges Stillschweigen beobachten konntest? oder wenn du wirklich stumm warst, durch welches Wunder hast du die Sprache wieder erhalten?“

„Um dir Alles dieß zu erklären,“ antwortete die Königin, „muß ich dir erzählen, wer ich bin und auf welche Art ich zu dir kam.“ Sie setzten sich zusammen, und die Königin erzählte also:

2.

„Mein Name ist Gülnore, das bedeutet so viel als Rose. Mein Vater ist todt. Er war einer der mächtigsten Seekönige, und hinterließ das Reich meinem Bruder Saleh, was in deiner Sprache der Gute bedeutet. Bei diesem Bruder lebte ich mit meiner Mutter, die auch die Prinzessin eines mächtigen Seekönigs ist.“

Der König fiel ihr aber in die Rede, und fragte sie, was denn eigentlich ein Seekönig wäre, ob er etwa über ein Reich herrsche, das aus lauter Inseln bestehe?

„Nein,“ antwortete die Königin. „Wisse,

daß unter dem Meere auch noch Länder und Reiche liegen, die bewohnt sind, wie die trockene Oberfläche der Erde. Die Meermenschen gehen auf dem Grunde des Meeres umher, wie ihr auf dem Lande. Was euch die Luft ist, das ist ihnen das Wasser. Ja, ihre Kleider werden nicht einmal naß davon. Und sie haben noch den Vorzug, daß sie auch außerhalb des Wassers auf dem Lande leben können. Da des Meeres weit mehr ist als des Landes, so sind auch ihre Reiche viel größer. Durch die Wassermasse scheint die Sonne und der Mond hindurch, und es ist bei uns so hell, als bei euch. Wir haben große volkreiche Städte, und die Pracht unserer Gebäude übersteigt alle eure Begriffe; denn bei uns findet man der edeln Steine weit mehr, als hier oben. Wir brauchen keine Pferde und Wagen, um von einem Orte zum andern zu kommen, sondern wir bewegen uns selbst viel schneller, wohin wir wollen. Und unsere Sprache ist ein Geheimniß, das von dem großen Propheten Salomo herrührt; wer sie versteht, versteht alle Sprachen der Völker der Erde. In einem solchen Reiche auf dem Grunde des Meers lebte ich bei meinem Bruder in schönsten Frieden, als plötzlich ein benachbarter Fürst mit seinem Kriegsheer hereinbrach, und das Land eroberte. Da mein Bruder gar nicht gegen einen solchen Ueberfall gerüstet war, mußten wir uns schnell nach einer Festung flüchten, die so stark ist, daß sie noch niemal von einem Feinde erobert werden konnte."

Er sann auf Mittel, seine Heere von hieraus in kriegerischen Stand zu setzen, um den Feind wieder aus dem Lande zu verjagen; doch zweifelte er noch an dem Gelingen. Darum nahm er mich eines Tages zu sich, und stellte mir vor, in welcher mißlichen Lage wir uns befänden. „Wenn mein Unternehmen gegen den Feind scheitert," sagte er, „so müssen wir uns am Ende doch aus Hungersnoth dem Feinde ergeben, und dann ist die härteste Sklaverei unser Loos. Denn wohin wir auch entfliehen wollten, er könnte uns überall verfolgen. Vor diesem traurigen Geschicke möchte ich dich gerne sicher wissen. Deßhalb wünschte ich, du könntest dich entschließen, einen Fürsten der Erde zum Gemahle zu erwählen. Bei deiner Schönheit und dem Reichthume, den ich dir verschaffen kann, wird jeder dieser Könige dich mit Freuden zu seiner Gemahlin nehmen."

Dieser Vorschlag meines guten Bruders brachte mich anfänglich sehr auf. „Wie!" fragte ich ihn, „weißt du nicht, daß wir Fürsten des Meeres weit erhabener und mehr sind, als die kleinen Erdenfürsten? und du kannst mir zumuthen, ich sollte mich so herablassen, einem solchen meine Hand zu geben? Weder unsere jetzige Bedrängniß, noch sonst irgend eine Noth, soll mich dazu bringen. Lieber will ich mit dir sterben, als mich so sehr herabwürdigen."

Mein Bruder stellte mir vor, es gebe doch auch sehr mächtige Fürsten auf der Erde, und versuchte aufs Neue, mich dazu zu bereden.

Ich ward aber immer hartnäckiger, und gab ihm durch meine eigenen Reden Anlaß, mich hart mit Worten zu strafen, und im Unwillen von mir zu gehen. Diese Behandlung, die ich noch nie erlitten, reizte mich so sehr auf, daß ich mich, ohne ein Wort von meinem Entschlusse zu verrathen, sogleich aus der Tiefe des Meeres erhob. Alle Meerbewohner können dieß; wenn wir nur den Athem an uns halten, so schießen wir aus der Tiefe von einigen Meilen in wenigen Sekunden auf die Oberfläche des Wassers herauf, und nach welcher Richtung wir dann den linken Arm erheben, dahin bewegen wir uns.

Da ich vorher noch nie auf dem Lande über dem Wasser gewesen war, und keinen Ort noch Richtung kannte, wohin ich mich begeben wollte, so erhob ich den Arm auf gutes Glück, und kam so an eine Insel, welche die Mondinsel genannt wird.

Hier nahm ich mir vor, in stiller Einsamkeit einige Jahre zu bleiben. Die Gegend, in der ich lebte, war leer von Menschen, doch brachte sie so viele Früchte der besten Gattungen hervor, daß ich mich reichlich nähren konnte. Ich lebte ganz zufrieden. Allein mein Glück währte nicht lange. Als ich einst auf einem schönen Rasenplatze eingeschlafen war, kam ein Mann mit etlichen Dienern vorbei. Er sah mich, und ließ mich von seinen Dienern sogleich binden und ihm nachschleppen.

Als wir am zweiten Abende endlich in seine Wohnung kamen, stellte er mir vor, ich sei nun

seine Sklavin, und müsse ihm in allen Stücken Gehorsam leisten. Wenn ich jedoch seine Gemahlin werden wollte, so wollte er mich gewiß auch als solche lieben und ehren. Ich erklärte ihm aber, daß ich lieber die niedrigste Magd des gemeinsten Taglöhners werden wollte, als seine Frau, und hoffte mich dadurch wieder zu befreien, daß ich mich bei erster Gelegenheit ins Wasser stürzte, um zu meinem Bruder und meiner Mutter zurückzukehren.

Dieß gelang mir indessen sehr schlecht. Ich blieb zu meinem Schrecken auf der Oberfläche liegen, und sank nicht unter. Jetzt erst bemerkte ich, daß ich meinen Kristallring nicht anhatte. Ein solcher Kristallring besteht aus einem einfachen goldenen Reifchen mit einem plattgeschliffenen Bergkristalle, in welchem der Name des großen Propheten Salomo eingegraben ist. Wer von uns Meerbewohnern einen solchen Ring am Finger hat, darf sich nur in das Meer werfen, so kommt er in wenigen Augenblicken nach seiner Heimath. Wer aber auf die Oberfläche des Meeres heraufkommt, ohne diesen Ring mitzunehmen, der kann nie wieder in seine Heimath zurück; es sei denn, daß ihm ein Anderer, der einen solchen Ring trägt, die Hand reiche, indem sich Beide ins Meer werfen.

Hatte ich meinen Kristallring vergessen, als ich nach der Mondinsel herauffuhr, hatte ich ihn verloren, war er mir von dem Schändlichen, der mich im Schlafe überfallen hatte, genommen worden — ich weiß es nicht. Kurz, ich

sah nun klar, daß ich so leicht nicht wieder in meine Heimath zurückkehren konnte, als ich mirs gedacht hatte.

Bald indessen ergab ich mich in mein Schicksal, auf der Erde bleiben zu müssen. Doch that ich damals ein heiliges Gelübde, nie die Gemahlin eines Erdenbewohners zu werden, wenn er nicht einer der mächtigsten Könige der Erde wäre, und von dem Augenblicke an keinen Laut meiner Stimme mehr zu geben, bis ich meinem Gemahle einen Sohn entgegen bringen könnte. Ich bekräftigte damals dieß Gelöbniß mit dem heiligsten Schwure, und war fest überzeugt, daß mich kein Mann, geschweige denn gar ein mächtiger König, zur Gemahlin wählen würde, sobald er mich für eine Stumme hielt.

Daß ich damals im Meere nicht untersank, hatte den schändlichen Räuber, der mich gewaltsam mit sich geführt hatte, schon sehr befremdet, noch mehr war er bestürzt, als er sah, daß ich von der Stunde an das tiefste Schweigen beobachtete. Er glaubte, ich sei wirklich stumm, und bot mich endlich als Sklavin feil. Der Kaufmann, der mich hieher brachte, kaufte mich von ihm um tausend Goldstücke. Er war ein guter Mann, der mich auf der weiten Reise immer freundlich und mit großer Achtung behandelte."

Die Königin schloß ihre Erzählung mit diesen Worten: „Wie sich hier alle Umstände vereinigten, mich meines Gelübdes zu entbinden, weißt du. Es bleibt mir nichts zu sagen

übrig, als daß ich mich in meiner Lage so glücklich fühle, als ich je zu werden wünschte, und daß ich meinen Kristallring nicht zurückwünsche, um nach meiner Heimath zurückzukehren, sondern nur, um einen kurzen Besuch bei den Meinigen zu machen, und mich mit ihnen zu versöhnen. Denn meinen Bruder habe ich im Unwillen verlassen, und meine Mutter durch mein übereiltes Verschwinden gewiß sehr tief gekränkt."

Der König konnte ihr nicht genug seine Verwunderung über ihre Erzählung bezeugen. Er hatte zwar von den Wundern der Meereswelt und ihrer Bewohner auch schon zuweilen reden hören; da aber Niemand etwas Bestimmtes darüber sagen konnte, hielt er Alles für eitle Mährchen. Nun war er durch seine eigene Gemahlin von der Wahrheit jener Sagen überzeugt. Wie gerne hätte er ihr den Wunsch, sich mit ihren Verwandten zu versöhnen, befriedigt, wenn er nur Mittel und Wege gewußt hätte. Er berathschlagte noch mit ihr darüber.

Endlich fiel der Königin etwas ein. „Wenn du erlauben willst, daß meine Verwandten alle zu mir hieher kommen, so will ich ein Mittel versuchen," sprach sie, „wodurch ich sie herzurufe. Meine Mutter hat mir's einmal in früher Jugend gesagt. Es war bisher aus dem Gedächtnisse verschwunden, und fällt mir eben zu guter Stunde wieder ein."

Der König freute sich, die Verwandten seiner Gemahlin kennen zu lernen, und bat sie,

doch ja nicht zu zögern. Sie ließ sich sogleich eine Räucherpfanne mit glühenden Kohlen bringen. Der König mußte ihr nun sieben Haare ausziehen, und sich darauf in ein Seitenkabinet begeben, aus welchem er durch ein Glasfenster Alles mit ansehen konnte, was in dem Gemache seiner Gemahlin vorging.

Sie legte ein Haar auf die Kohlpfanne, und sprach dabei: „das ist für meine Mutter.“ Dann nahm sie das zweite Haar, legte es auf die Kohlen und sprach dabei: „das ist für meinen Bruder Saleh.“ Zuletzt legte sie die fünf übrigen Haare darauf, und sprach: „diese sind für meine Muhmen.“ Die Haare verbrannten, sobald sie die Kohlen berührten, allein sie gaben einen so feinen Wohlgeruch von sich, daß er bis in das Nebengemach drang, wo der König das feinste Rosenöl zu riechen glaubte.

Kaum waren die Haare aber ganz verbrannt, so ging Gülnare, die Königin, an das Fenster und schaute nach dem Meere hinaus. Auch der König sah in seinem Gemache aus dem Fenster gegen das Meer. Da gewahrte er plötzlich, daß es in der Ferne hoch aufrauschte, und aus den Wellen erhob sich ein schöner, königlich geschmückter Jüngling; nach ihm erschien eine bejahrte, ehrwürdige Frau, und hinter ihr fünf schöne Jungfrauen. Sie schwebten Alle auf der Oberfläche des Meeres daher, als ob sie mit Flügelschnelle über die Wellen hinschritten; und als sie nun an das Felsenufer kamen,

erhoben sie sich immer höher und höher, und schwebten zuletzt zum Fenster herein.

Alle umarmten Gülnaren mit Freudenthränen, jedes fragte, jedes erwartete gar nicht die Antwort, und stürmte mit neuen Fragen auf sie ein. Nach der ersten Freude des Wiedersehens bat sie endlich ihre Mutter kniefällig um Verzeihung über ihre Entweichung; auch ihren Bruder Saleh bat sie, ihr zu vergeben. Beide sagten ihr, welchen Kummer sie ihnen durch ihr Verschwinden verursacht habe, allein von Herzen vergaben sie ihr Alles aus Freude über das Wiedersehen.

Sie mußte ihnen hierauf erzählen, was ihr seit ihrer Entfernung begegnet war. Als sie ihnen sagte, daß sie zuletzt von dem Kaufmanne als Sklavin an den König von Persien verkauft worden wäre, fuhr ihr Bruder Saleh auf: „Wie? und du hast dich nicht ins Meer gestürzt, um dieser unwürdigen Behandlung zu entgehen? Komm denn nun, und kehre mit uns nach der Heimath zurück. Wir wohnen wieder sicher in unserer Königsstadt. Den feindlichen Eroberer habe ich besiegt, und mein Reich ist schon längst wieder frei."

Dem Könige klopfte bei diesen Worten das Herz ganz ängstlich; denn er fürchtete schon, seine Gemahlin möchte sich entschließen, mit ihren Verwandten nach ihrer Wasserheimath zurückzukehren. Sie nahm ihm aber bald diese Furcht. „Nein," sprach sie, „ich zürnte dir, mein Bruder, als du mir den Rath gabst, ich

sollte mir einen Erdenkönig zum Gemahl wählen, und nun möchte ich dir wieder zürnen, da du mir den Rath giebst, ihn zu verlassen." Sie erzählte ihnen nun, wie glücklich sie mit dem Könige von Persien gelebt habe, und zeigte ihnen zuletzt auch ihren Sohn, von dem sie sich ja doch nicht trennen könnte.

„Meine Schwester," sprach da Saleh, „ich kannte dein Glück nicht, als ich dich wieder mit mir nehmen wollte. Nun aber würde ich dich verachten müssen, wenn du dich entschließen könntest, einen so edeln Mann zu verlassen, wie dein Gemahl nach deiner Beschreibung seyn muß." Auch ihre Mutter stimmte damit ein, küßte sie auf die Stirne und sprach, indem sie ihr die Hände aufs Haupt legte: „Sei glücklich mit ihm! des Himmels Segen ruhe auf euch!"

Gülnare klatschte nun in die Hände, und als ihre Sklavinnen erschienen, befahl sie, einen Tisch mit Erfrischungen zu bringen. Schnell war ihr Befehl ausgerichtet, und sie bat ihre Mutter, ihren Bruder und ihre Muhmen, sie sollten sich doch mit ihr zu Tische setzen. Diese aber standen, sahen sie an, wurden über und über roth, und auf einmal fuhren ihnen zu Mund und Nasen lange Feuerstrahlen hervor.

Der König erschrack darüber so sehr, daß er unwillkührlich von dem Fenster zurück fuhr, durch welches er Alles mit angesehen hatte. Gülnare wußte aber wohl, was diese Flammen bedeuteten, und ging darum schnell zu ihrem

Gemahle. „Komm, komm," rief sie, „daß ich dich meinen Verwandten vorstelle. Sie brennen vor Verlangen, dich zu sehen."

„Ja, daß sie brennen, hab' ich gesehen," antwortete der König von Persien; „allein ich gestehe, daß ich mich vor diesen Flammen aus ihren Nasen ein wenig fürchte. Wenigstens wäre mir gar nicht angenehm, so von ihnen zum Willkomm geküßt zu werden."

Die Königin beruhigte ihn aber und erklärte ihm mit fröhlichem Lachen, diese Flammen seien bei ihren Anverwandten nur ein Zeichen ihres Unwillens über sie gewesen, weil sie ihnen zugemuthet habe, in seinem Palaste zu essen, ehe sie noch die Ehre genossen, seine Bekanntschaft zu machen. Hierdurch beruhigt, folgte ihr der König in ihr Zimmer, wo sie ihn ihren Verwandten vorstellte. Diese warfen sich sogleich ehrerbietig mit dem Antlitz auf die Erde. Aber der König wollte dieß nicht dulden; er hob sie Alle auf, umarmte sie und sagte ihnen, wie glücklich er sich schätze, die Verwandten seiner theuern Gülnare bei sich zu sehen.

Sie setzten sich hierauf zu Tische, und es wurde noch viel über die Schicksale der Königin Gülnare gesprochen. „Euch ist sie vom Himmel zur Gemahlin bestimmt gewesen," sprach König Saleh. „Schon als sie noch Kind war, haben sich mehrere der mächtigsten Seekönige von uns das Versprechen erbitten wollen, daß wir sie ihnen dereinst zur Gemahlin geben wollten. Wir haben sie aber immer so zärtlich geliebt, daß wir

uns nie entschließen konnten, weil uns ein solches Versprechen an die künftige Trennung von ihr schmerzlich gemahnt hätte."

Unter diesen Erzählungen und manchen andern ernsten und ergötzlichen Gesprächen ging der Abend hin, und der König von Persien führte hierauf seinen Schwager Saleh, den er sehr lieb gewonnen hatte, selbst in sein Schlafgemach. Die Königin Gülnare wieß ihrer Mutter und den fünf Muhmen auch selbst ihre Schlafstellen an.

3.

Die folgenden Tage gingen unter den glänzendsten Festlichkeiten hin, die der König zur Ehre seiner geliebten Besucher veranstaltet hatte. Eines Tages aber hatte er außer den Verwandten seiner Gemahlin auch die obersten Kronbeamten und die Räthe seines Reiches zu Tische geladen. Denn er wollte an jenem Tage seinem Sohne einen Namen geben.

Nach dem prächtigen Mahle ließ er das Kindlein bringen, nahm es selbst auf seine Arme, und trug es im ganzen Saale herum, es allen Anwesenden zu zeigen. Alle freuten sich über die Schönheit des Prinzen und über sein gesundes Aussehen. Viele sagten, indem sie ihn betrachteten: „Er liegt da, wie der Vollmond." Als der König nun bei Allen herumgegangen war, stieg er auf seinen Thron; die Anwesenden aber stellten sich ein Jeder nach seiner Würde im weiten Halbkreise um ihn her.

Zunächst aber standen ihm Saleh mit seiner Mutter und seinen Muhmen, und bei ihm auf dem Throne saß Gülnare, seine Gemahlin.

Und als nun tiefes Schweigen umher herrschte, erhob er seine Stimme und sprach: „Ich habe euch zwar geladen, daß ihr von mir hören solltet, wie ich meinen Sohn benenne; doch habt ihr mir zuerst seinen Namen genannt. Dem Vollmonde habt ihr ihn Alle verglichen, und Beder soll er heißen; das bedeutet ja in unserer Sprache den Vollmond.“ Alle, die zugegen waren, bezeugten ihr Wohlgefallen an diesem Namen, denn einen passendern zu finden, hielt Jeder für unmöglich.

Der König aber hatte beschlossen, sich auch an diesem Tage noch einmal dankbar gegen den Himmel zu bezeugen, und theilte abermals große Almosen unter die Armen aus; die Gefangenen ließ er aus den Gefängnissen los; seinen Sklaven und Sklavinnen ertheilte er die Freiheit, die Diener der Religion bedachte er mit reichen Schenkungen, und allem Volke gab er ein großes Fest, das mehrere Tage dauerte, und Jedem, der daran Theil nahm, wurde noch ein bedeutendes Geschenk mit nach Hause gegeben.

Auch nachdem diese Festlichkeiten vorüber waren, blieben Gülnarens Verwandte, auf des Königs dringende Bitten, noch einige Tage bei ihnen. Da begab es sich einst, daß sie eines Nachmittags in traulichen Gesprächen beisammen saßen, und die Amme mit dem kleinen Prinzen herein trat. König Saleh hatte ein

außerordentliches Wohlgefallen an dem Sohne seiner lieben Schwester Gülnare, und nahm ihn der Amme sogleich vom Arme. Er trug ihn mehreremal in dem Zimmer auf und ab, und sang, indem er ihn dabei linde auf den Händen wiegte.

Je länger er das Kind ansah und es umhertrug, je größere Freude schien er an ihm zu gewinnen, und auf einmal sprang er mit ihm zum Fenster hinaus und stürzte sich unter in das wogende Meer. Der König von Persien brach in lautes Jammergeschrei aus, denn er glaubte, sein Sohn sei verloren, und er werde ihn nie wiedersehen. Es war ihm unbegreiflich, daß seine Gemahlin so ruhig da saß, und sich gar nicht zu grämen schien. Er machte ihr zärtliche Vorwürfe darüber. Sie antwortete ihm aber lächelnd: „Beruhige dich nur, mein lieber Freund, dein Beder ist dir nicht verloren. Sein Oheim hat den Kristallring an dem Finger, und mein Söhnlein hat von mir die Eigenschaft geerbt, daß es auch unter dem Wasser leben kann, wie seine Mutter.“

Alles Zusprechen half aber nichts. So lange der König seinen Beder nicht wieder sah, konnte er seine Angst nicht verbergen. Endlich sah er das Meer aufschwellen. Saleh erhob sich daraus; den Prinzen trug er noch auf seinem rechten Arme, mit dem linken zeigte er nach dem Palaste, und so schwebte er wieder zum Fenster herein.

Schnell nahm ihm der König von Persien sein Söhnlein ab, und betrachtete es, ob es auch noch lebe. Dann rief er, sich von seiner Angst erholend, aus: „Dem Himmel sei Dank! er athmet so ruhig als zuvor.“ Der König Saleh lachte herzlich über die Angst des Vaters, und sprach: „Der Sohn einer Meersbewohnerin wird doch unter den Fluthen des Meeres leben können! Ich habe natürlich die Vorsicht bei ihm gebraucht und über ihn den Segen gesprochen im Namen des großen Propheten Salomo, wie man ihn bei uns sogleich über die kleinen Kinder spricht, und nun besitzt er alle Vorzüge, die wir vor euch Erdenbewohnern voraus haben. Drunten in meinem Palast habe ich ihm auch einen Kristallring angehängt, den soll er tragen, wenn er herangewachsen ist, und dann kann er, so oft er will, in das Meer tauchen und unsere großen Reiche durcheilen.“

Während dieser Worte stellte der Seekönig auch einen ziemlich großen Kasten hin, der sehr schön aus Perlenmutter gearbeitet war, und den er, an einer schweren goldenen Kette befestigt, vor sich getragen. Er öffnete ihn mit einem kleinen Schlüssel, nahm vier kleinere Kästchen heraus, und stellte sie vor den König von Persien und Gülnare. Indem er jedem vorn mit dem Finger einen leichten Druck gab, sprang der Dekel auf, und sie sahen in dem einen lauter Diamanten von der Größe eines Taubeneies, in dem zweiten Rubine von derselben Größe, in dem dritten noch größere

Smaragde, und das vierte enthielt dreißig Perlenschnüre, zehn Fuß lang, und alle Perlen waren von einer Größe, wie sie der König von Persien noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Er konnte nicht begreifen, was sein Schwager mit diesen ungeheuern Reichthümern wollte, die an Werth nicht nur den Reichthum seiner Schatzkammern, sondern sein ganzes Königreich überstiegen.

Saleh nahm aber wieder das Wort: „Es will sich nicht geziemen, daß die Schwester eines mächtigen Königs der Meereswelt wie eine Bettlerin bei ihrem Gemahle wohne, Alles seiner Großmuth verdankend. Ich habe darum dieses kleine Geschenk für sie in meinem Palaste geholt, um Euch, meinem lieben Schwager, zu zeigen, daß es nicht an unserm Willen fehlte, sie auszustatten, wie es einer Königstochter geziemet. Wir wußten aber nicht, wo sie hingekommen, als sie von Euch zur Königin erhoben ward. Was damals versäumt wurde, will ich jetzt nachholen."

Der König von Persien war über dieß Geschenk so erstaunt, daß er Bedenken trug, es anzunehmen. Doch fürchtete er seinen Schwager zu beleidigen, wenn er es ausschlüge. Er sagte ihm dieß, und äußerte, diese Schätze seien für ein freundschaftliches Geschenk wirklich zu groß. Saleh versicherte ihn aber, daß Edelsteine und Perlen von dieser Größe in seinem Reiche etwas ganz Gewöhnliches wären, daß er sehr ergiebige Gruben in seinem Lande habe,

die ihm eine große Menge noch größerer Steine lieferten, und beruhigte ihn dadurch erst über die Größe dieses Geschenks.

Seiner Schwester Gülnare gab er auch ihren Kristallring wieder; sie hatte ihn auf ihrem Putztische liegen lassen, als sie sich aus der Tiefe des Meeres auf die Mondinsel erhob. Nach etlichen Tagen beschloßen die Verwandten Gülnarens, nach ihrem Königreiche heimzukehren, wohin sie sehr wichtige Angelegenheiten zurück riefen. Sie versicherten den König von Persien beim Abschiede, daß sie so vergnügt an seinem Hofe gelebt hätten, daß sie recht gerne ihr ganzes Leben bei ihm zubringen könnten. Der Abschied von Gülnaren kostete ihr und der alten Königin viele Thränen. Saleh schalt sie aber mit gutmüthigem Scherze: „Was weint ihr denn?“ sprach er, „könnt ihr euch nicht in wenigen Sekunden immer schon sehen, wenn es euch einfällt, beisammen zu seyn?“

Sie luden Gülnaren ein, sie oft zu besuchen, und auch ihren Gemahl sollte sie mitbringen und ihren Sohn. Der König verwahrte sich aber feierlichst dagegen, und versicherte, er möchte ihnen ums Leben gerne die Freude, die ihr Besuch ihm gewährt, durch einen Gegenbesuch an den Tag legen, er fühle aber einen gewissen natürlichen Widerwillen gegen das Wasser; sie möchten sich also nicht daran stören, wenn er ihren Besuch nicht erwiedere, sondern ihn recht oft durch ihre Gegenwart erfreuen.

Da sie wußten, daß er als ein Erdenbe-

wohner in seinem Mannesalter sich nicht mehr an das Element des Wassers gewöhnen könnte, sagten sie ihm dieß freundlich zu; indem sie ihm, seiner Gemahlin und dem Prinzen Beder noch ein Lebewohl zuriefen, erhoben sie sich und schwebten zum Fenster hinaus. Sanft ließen sie sich in der Nähe des Palastes auf die Meeresfläche nieder und versanken unter dieselbe.

Der König von Persien sah ihnen mit seiner Gemahlin nach, und als sie sich nun wieder zurückwandten, sprach er: „Wenn mir der glaubwürdigste Mann diese Wunderdinge erzählt hätte, die ich seit der Ankunft deiner Verwandten selbst gesehen und erlebt habe, so würde ich ihn für verrückt oder für einen Lügner gehalten haben. So lang ich lebe, werde ich dem Himmel für die Gnade danken, daß er dich vor allen Fürsten der Erde mir zugeführt, und mein Leben durch dich beglückt hat.“

Der Prinz ward indessen an dem Hofe unter den Augen des Königs von Persien aufs sorgfältigste erzogen, und entwickelte sich an Geist und Körper so schnell und schön, daß er täglich die Freude seiner Eltern vermehrte. Er war der schönste Knabe, den man je in Persien gesehen, stets war er eines heitern und doch sanften Gemüthes; was er that, trug das Gepräge der Anmuth. Dabei zeigte sich schon frühe in allen seinen Worten ein so richtiger Verstand, daß ihn selbst seine Lehrer bewundern mußten.

Alle Wissenschaften erlernte er schnell; in

allen Leibesübungen, die seinem Stande geziemten, übertraf er bald alle Landesleute, und er zeigte dabei eine solche Gewandtheit und Anmuth, daß sich stets eine große Menge Volkes versammelte, wenn er sich übte.

Er hatte jetzt das fünfzehnte Jahr angetreten, und war in allen Wissenschaften so unterrichtet, daß er die Weisen seines Landes übertraf. Dabei besaß er einen so seltenen Scharfsinn, so außerordentliche Klugheit, daß sein Vater sich entschloß, ihm die Regierung abzutreten. Denn ihn drückte schon das nahende Alter, und er wünschte sich in Ruhe seines Sohnes zu freuen. Er war überzeugt, daß dieser mit seinen Vorzügen, verbunden mit der frischen Kraft der Jugend, das Volk noch mehr beglücken werde, als er selbst. Auch hatte Prinz Beder durch seine Schönheit und wohlwollende Freundlichkeit, womit er Jedermann begegnete, schon Aller Herzen für sich gewonnen.

Der Tag seines Regierungsantrittes ward bestimmt. Alle Unterkönige des großen persischen Reiches mußten erscheinen, die Wessire und Räthe, alle Vorsteher der höchsten Gerichte; auch Gülnarens Mutter und ihr Bruder Saleh waren zu dem hohen Feste geladen und erschienen.

Als Alle versammelt waren und ihre angewiesenen Plätze in dem Kronsaale eingenommen hatten, stieg der König von seinem Throne herab, nahete sich dem in der Mitte knieenden Prinzen Beder, setzte ihm die Krone auf das Haupt, reichte ihm den Zepter und führte ihn

auf den Thron. Dann sprach er, seine Hand fassend: „Alle meine königliche Gewalt lege ich vor diesen Zeugen in diese Hand; und huldige ihr, als erster Unterthan des persischen Reiches.“ Er neigte sich vor seinem Sohne Beder, küßte ihm die Hand, und setzte sich eine Stufe niedriger zur Seite des Thrones.

Hierauf erhoben sich die Unterkönige des Reiches und die Statthalter der entferntesten Provinzen, dann die Wessire, die Emire, die Vorsteher der obersten Gerichte, die Führer der Leibwache, und Alle die zugegen waren, Jeder nach seinem Range, und Alle leisteten mit ungeheuchelter Freude den Eid der Treue.

Nach dieser Feierlichkeit trug ihm der Großwessir verschiedene Angelegenheiten vor, deren baldige Entscheidung gerade nothwendig war, und er richtete darin mit solchem Scharfsinn, daß sich alle Anwesenden, vorzüglich sein Vater und seine Mutter mit ihren Verwandten, darüber erstaunten und ganz entzückt über ihn waren.

Als diese Geschäfte abgethan waren, sprach er zu der Versammlung: „Es könnte zwar scheinen, als habe ich für die kurze Zeit meiner Regierung jetzt schon genug gethan, allein, da ich mich in meinem Reiche als einen Arzt ansehe, das Reich aber als den Kranken, dünkt mir, ich müsse einige Eiterbeulen, die ich an ihm entdeckte, nicht weiter um sich fressen lassen, und so die unangenehme Kur auf einen andern

Tag hinausschieben, sondern lieber gleich heute das Messer ansetzen, um sie auszuschneiden."

Er rief hierauf die Namen einiger Statthalter auf, und fuhr fort: „Euch vergleiche ich dem giftigen Wurme, der sich in manchen heißen Erdgegenden unter die Haut ihrer Bewohner einfrißt und das gute Blut des Körpers in Eiter und Geschwüre verwandelt. Euch muß ich darum sogleich herausschneiden und eine heilende Salbe auf die leidende Stelle legen." Er entsetzte sie ihrer Würde, und besetzte ihre Stellen mit Männern, die allgemein als redlich und weise gekannt und geschätzt waren.

Einstimmig ward er von den Uebrigen um dieser Handlung willen erhoben. Die abgesetzten Statthalter hatten ihre Gewalt zum höchsten Nachtheile ihrer Provinzen aufs schändlichste mißbraucht, und waren allgemein als habsüchtige Tirannen verachtet. Nur dem alten Könige hatte man bisher ihre Schändlichkeit verschwiegen, weil ihn Niemand mit der Entdekkung dieses Mißgriffs, den er bei Besetzung jener Statthalterschaften gethan, kränken wollte.

Der König Beder entließ hierauf die Versammlung. Und als sie nun allein waren, schloß ihn seine Mutter in ihre Arme und segnete ihn. Auch seine Großmutter, sein Oheim Saleh, seine Muhmen und sein Vater umarmten ihn abwechselnd, und wünschten ihm eine lange glückliche Regierung zum Segen seines Volkes.

4.

Nachdem König Beder ein Jahr lang die Geschäfte seiner Regierung aufs sorgfältigste verwaltet und das Glück seiner Unterthanen mit größter Gewissenhaftigkeit befördert hatte, übertrug er die oberste Gewalt einer eigens dazu erwählten Rathsversammlung, in welcher sein Vater den Vorsitz führte. Er selbst aber verließ die Hauptstadt, und besuchte die verschiedenen Provinzen seines Reiches, um sich an Ort und Stelle von dem Zustande der Dinge zu überzeugen, und den Mängeln abzuhelfen. Er verließ keine Gegend, ohne den Segen seiner Untergebenen mitzunehmen.

Ein ganzes Jahr brachte er auf dieser Reise zu. Kaum war er aber zurückgekehrt, so fiel sein Vater in eine so gefährliche Krankheit, daß er selbst keine Hoffnung seiner Genesung mehr hegte. Vor seinem Hinscheiden ließ er noch alle die Großen des Reiches vor seinem Krankenlager versammeln, und nahm noch einmal von ihnen das Versprechen der beständigen Treue für seinen Sohn Beder. Alle schwuren ihm, sie wollten freudig Gut und Leben für ihn lassen. Bald darauf starb er zur großen Betrübniß seines Sohnes und seiner Gemahlin Gülnare. Es wurde ihm ein königliches Leichenbegängniß gehalten und ein prächtiges Grabmal erbaut.

Nach der Sitte des Landes beweinte Beder seinen Vater einen ganzen Monat lang, ohne sich vor Jemand sehen zu lassen, als vor seiner

eben so sehr betrübten Mutter und ihren mit ihr trauernden Verwandten, die ihr zum Troste gekommen waren. Gerne hätte er sich noch einige Zeit seiner tiefen Trauer überlassen, doch durfte er nicht länger die Geschäfte seines Reiches vernachlässigen, und ließ seinen Großwessir vor sich kommen. Dieser stellte ihm vor, wie nothwendig es wäre, daß er sich seinem Volke wieder zeigte, denn es traure herzlich mit ihm, und fürchte nun auch für seines geliebten jungen Königes Gesundheit, da er sich einer so anhaltenden Trauer überlassen habe.

Sogleich legte Beder seinen königlichen Schmuck an, und zeigte sich von der Zinne des Palastes dem versammelten Volke. Von nun an besorgte er auch die Geschäfte der Regierung wieder so sorgfältig, als habe er nur Aufmerksamkeit für das Wohl seiner Unterthanen, obgleich ihm in der Tiefe des Herzens der Schmerz über den Verlust seines Vaters noch täglich neue Wunden schlug. Einige Jahre vergingen indessen, bis er die wehmüthige Stimmung gänzlich verlor, doch bewahrte er das Andenken an seinen Vater sein ganzes Leben hindurch in seiner frommen Seele.

Häufig waren in dieser Zeit auch die Verwandten seiner Mutter an seinem Hofe gewesen, auch hatte seine Mutter Gülnare einigemal ihre Heimath unter dem Meere besucht. Doch war sie immer bald wieder zurückgekommen; die Liebe zu ihrem Sohne hatte sie nie lange verweilen lassen.

Da geschah es eines Abends, daß sie mit dem Könige Saleh, der auch gekommen war, nach der Mahlzeit in traulichen Gesprächen beisammen saßen. Saleh begann zu rühmen, wie allgemein die weise Regierung Beders sogar in den entferntesten Reichen der Welt als ein Vorbild hoch geachtet werde. Obgleich der Oheim diese Rede mehr gegen Gülnaren gerichtet hatte, so erröthete König Beder doch darüber, und hätte ihm gerne geboten nicht weiter davon zu reden, wenn es sich geschickt hätte, daß er, als der jüngere, seinem bejahrten Oheim etwas verweisen wollte.

Er wandte sich deßhalb um, lehnte sein Haupt auf ein Polster und that, als ob er schlafe. Da Saleh aber einmal mit dem Lobe seines Lieblings angefangen hatte, konnte er gar nicht mehr damit fertig werden. Er erhob auch seine schöne Gestalt, und behauptete, seines Gleichen fände sich nirgend in der ganzen Welt. „Es ist schade," fuhr er fort, „daß er einmal eine Gemahlin wählen muß, die nicht alle die Vorzüge besitzt, die ich an ihm schätze; denn wo fänden wir eine Jungfrau, die solche Vorzüge des Geistes und Herzens mit einer solchen Schönheit verbindet? Und doch ist es Zeit daran zu denken, daß er sich eine Gemahlin wähle."

Auch Gülnare sprach sehr angelegentlich von der Wahl einer Gemahlin für ihren Sohn, und bat ihren Bruder, er möge doch ernstlich darüber nachdenken, ob er ihm keine Jungfrau

vorzuschlagen wisse. „Ja,“ antwortete Saleh, „ich weiß eine. Doch sieh erst, ob dein Sohn auch fest schläft, weil es gefährlich ist, einem Wachenden ihren Namen zu nennen.“

Gülnare ging hin, und beugte sich über den König Beder, und da er ihr wirklich fest zu schlafen schien, setzte sie sich wieder zu ihrem Bruder, und fragte neugierig: „Warum ist es gefährlich, ihren Namen einem Wachenden zu nennen?“

„Man weiß nicht, wie es kommt,“ antwortete Saleh, „aber sobald ein junger König den Namen nur einmal hört, so setzt er sich fest vor, diese Jungfrau müsse durchaus seine Gemahlin werden. Allein ihr Vater, der mächtige Seekönig von Samandal, ist so übermüthig, daß er noch Alle, die sich um die Hand seiner Tochter beworben, mit solchem Hohne abgewiesen, daß sie ihren Groll nicht unterdrücken konnten, sondern ihn immer bekriegten. Allein die Folge war, daß Samandal sie aus ihrem Lande verjagte und sein Reich nun noch mit dem ihrigen vergrößerte. Aber die Prinzessin Edelstein, oder Giauhare, wie sie genannt wird, wäre allerdings eine Frau für deinen Beder.“

Gülnare erinnerte sich selbst, sie bei ihren Besuchen in den Reichen des Meeres einmal zufällig gesehen zu haben, und stimmte ihrem Bruder nicht nur völlig bei, sondern rathschlagte auch mit ihm, wie sie es anfangen wollten,

die Einwilligung des hoffärtigen Königs von Samandal zu erlangen.

„Ich will selbst zu ihm gehen," versprach Saleh, „und Alles versuchen. Mich hat er von jeher noch vor allen andern Seekönigen ausgezeichnet, und ich gebe die Hoffnung auf seine Einwilligung nicht auf. Vor Allem aber ist es nothwendig, daß wir gegen deinen Sohn das strengste Stillschweigen beobachten, bis wir diese Einwilligung haben." Sie sprachen noch weiter darüber, und Saleh nahm sich vor, gleich am andern Morgen in sein Reich zurückzukehren, und sein Glück bei dem Könige von Samandal zu versuchen.

König Beder hatte aber nicht geschlafen. Aufmerksam hatte er das ganze halblaute Gespräch seiner Mutter und des Oheims mit angehört, und der Name Giauharens hatte schon seine Zauberwirkung gethan. Kaum hatte er ihn gehört, so nahm er sich auch sogleich fest vor, die Prinzessin Edelstein müsse durchaus seine Gemahlin werden.

Als Saleh am andern Morgen Abschied nehmen wollte, bat ihn Beder so dringend, er möchte noch einen Tag bleiben, einer Jagd mit beizuwohnen, die er angeordnet habe, daß der Oheim seiner Bitte nachgab. Beder hatte sich aber vorgenommen, ihm zu entdecken, daß er das ganze Gespräch gestern Abend mit angehört, und welchen festen Vorsatz es in seiner Seele hervorgebracht habe. Vor Allem wollte er ihn noch recht dringend beschwören, sich diese

Sache recht angelegen seyn zu lassen, und sogleich nach seiner Ankunft in der Tiefe des Meeres zu dem Könige von Samandal zu gehen.

In dem Hin= und Hertreiben der Jagd war Beder mehrmals mit seinem Oheim allein; doch so oft er ihm sein Anliegen vortragen wollte, fehlte ihm der Muth dazu. Vor Allem schämte er sich, ihm zu gestehen, daß er sich nur schlafend gestellt und so das Gespräch mit angehört hätte. Als aber endlich die Lust der Jagd den König Saleh mit hinweg gelockt hatte, und auch keiner seiner Leute zugegen war, stieg Beder von seinem Pferde, band es an einem Baum, und setzte sich in den Schatten nieder. Ganz schwermüthig vor sich hinsehend, hieng er seinen Gedanken nach, und sprach zuletzt laut mit sich selbst.

So traf ihn der König Saleh an, als er, ihn aufsuchend, zurück kehrte. Beder bemerkte ihn nicht, und fuhr in seinem Selbstgespräche also fort: „Nein, ich ändere meine Gesinnungen nicht. Hartnäckig will ich darauf beharren. Giauhare, Edelstein, du mußt meine Gemahlin werden, oder ich sterbe von der Rache deines Vaters.“

Bei diesen Worten näherte sich ihm sein Oheim und sprach: „Wie es scheint, mein lieber Beder, hast du mein Gespräch mit deiner Mutter gestern belauscht. Ich glaubte, du schliefst, sonst wäre ich vorsichtiger gewesen.“ Mit Schaamröthe gestand ihm Beder, daß er Alles gehört, und nun schon die Wirkung des gefähr-

lichen Namens fühle; auch sagte er ihm unverholen, warum er ihn noch aufzuhalten gesucht habe.

Vergebens suchte Saleh, ihn auf andere Gedanken zu bringen, Beder wurde immer nur dringender, und verlangte nun gar, der Oheim sollte ihn mitnehmen, damit er die Prinzessin wenigstens zu sehen bekäme, deren Name schon so zauberisch auf ihn wirke. Und da sich dieser weigerte, machte er ihm die härtesten Vorwürfe über seine Grausamkeit.

„Ich wollte dich gerne mitnehmen," antwortete Saleh, „allein es ist für einen jungen König bedenklich, sein Reich zu verlassen." Da er dieses Hinderniß durch die Treue seiner Wessire und der Beamten seines Hofes und Reiches gehoben glaubte, verwies er ihn auf seine Mutter, und versprach, ihn ohne Widerrede mitzunehmen, wenn Gülnare darein willigte. Da Beder aber überzeugt war, daß diese gewiß nicht in eine solche Reise willigen werde, so klagte er noch bitterer über die Grausamkeit seines Oheims, und verlangte, er solle ihn jetzt gleich in sein Reich unter dem Meere mitnehmen, und ihm dadurch beweisen, daß er ihn wirklich so sehr liebe, wie er immer versichert habe.

Saleh wußte keinen Ausweg mehr. Er fragte ihn, ob er seinen Krystallring bei sich habe? und da ihn Beder eben am Finger trug, faßte er ihn mit der Rechten um den Leib, erhob seinen linken Arm nach der Gegend des Meeres, und sprach: „Mach's wie ich, und halte

dabei nur einige Sekunden den Athem!" Er that es, und alsbald erhoben sich Beide über den Wald in die Luft, und schwebten nach dem nahen Meere. Hier stürzten sie sich in die Wellen und verschwanden.

Sobald sie in dem Palaste des Königes Saleh anlangten, führte der Seekönig den jungen König von Persien in die Gemächer der alten Königin, und Beder begrüßte sie mit ehrerbietiger Herzlichkeit. Freudig umarmte sie ihn, und sprach: „Ich frage dich nicht nach deiner Gesundheit, denn dein Aussehen bestätigt dein Wohlbefinden; sage mir aber, was macht meine Tochter, deine Mutter Gülnare?" Beder scheute sich, ihr zu sagen, daß sie nichts von seinem Besuche wisse, sondern versicherte sie, seine Mutter befinde sich sehr wohl, und habe ihm viel Herzliches an seine Großmutter aufgetragen.

Er ward hierauf auch zu seinen Muhmen geführt, und während er sich mit ihnen unterhielt, führte Saleh seine Mutter in ein Nebenkabinet, und erzählte ihr die Veranlassung zu seinem Besuche.

Die alte Königin erschrack über die Unvorsichtigkeit, womit ihr Sohn den zauberischen Namen Giauharens in Gegenwart des jungen Königs ausgesprochen hatte. „Glaubst du," sprach sie, „der König von Samandal werde dir anders begegnen, als allen denen, welchen er schon seine Tochter mit Hoffart verweigert hat? Willst du dich dann auch in einen Krieg

mit ihm einlassen, damit er dich auch aus deinem Reiche treibe?"

Saleh versicherte sie nochmals, daß er unschuldig sei, da Beder sich schlafend gestellt, und so den Namen gehört habe. Da indessen der Fehler einmal geschehen sei, meinte er, er dürfe nichts unversucht lassen, ihm die Einwilligung des Königs von Samandal zu verschaffen.

So ungern es die alte Königin that, so mußte sie am Ende doch ihre Einstimmung geben, da es darauf ankam, die Ruhe und Zufriedenheit ihres Enkels wieder herzustellen. „Du kennst aber," fuhr sie fort, „den Uebermuth des Königs von Samandal; darum sorge ja, daß du ihm alle denkbare Höflichkeit bei deinem Besuche erweisest. Ich will selbst für ein ansehnliches Geschenk sorgen, welches du ihm überbringen mußt."

Am nächsten Morgen überreichte sie ihm ein schönes Kästchen, welches mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen angefüllt war, und mit diesem begab er sich in Begleitung einiger Offiziere von seiner Leibwache, von den heißesten Segenswünschen Beders und seiner Mutter begleitet, in die Hauptstadt des Königs von Samandal. Er ließ sich sogleich bei dem Könige melden, und ward auch alsbald zur Audienz gerufen.

Als er in den Thronsaal eintrat, erhob sich der König von seinem Throne, Saleh aber warf sich vor ihm auf die Erde, und wünschte ihm Heil und Segen zu allem seinem Beginnen.

Nachdem ihn der König aufgerichtet, und ihn zu sitzen genöthigt hatte, fragte er ihn, was ihn hierher bringe, und ob er ihm etwa in irgend einer Sache dienen könne?

Da stand Saleh abermal von seinem Sitze auf, neigte sich dreimal tief vor ihm, und sprach: „Die hohe Weisheit und die ausgezeichnete Tapferkeit, wodurch sich der große König von Samandal die Hochachtung aller Könige und Völker erworben, hat auch mein Herz zu solcher Bewunderung hingerissen, daß ich seinem Drange nicht länger widerstehen konnte, ihm die Huldigung meiner Ehrfurcht darzubtingen. Ich wünschte Euch dieß durch die That zu bezeugen.“ Bei diesen Worten nahm er einem seiner Offiziere das Kästchen ab, öffnete es, und überreichte es ihm. „Nehmt,“ sprach er dabei, „dieß kleine Zeichen meiner Gesinnungen gütig auf.“

Der König von Samandal war über dieses reiche Geschenk sehr verwundert. Er nahm es mit beifälligem Lächeln an, und sprach: „Eine so ansehnliche Gabe verräth mir, daß Ihr mir eine Bitte vorzutragen habt, an deren Erfüllung Euch ungewöhnlich viel gelegen ist. Mit Vergnügen werde ich sie erfüllen; sprecht, womit kann ich Euch dienen?“

„Ihr habt richtig bemerkt,“ erwiederte Saleh, „ich habe eine sehr angelegentliche Bitte, und Eure Versicherung und allgemein gerühmte Großmuth macht mich so dreist.“ — Ehe er noch ausgeredet hatte, rief der König: „Nur

gesagt! ich bin bereit Euch zu helfen, wenn es nur angeht. Sprecht frei vom Herzen!" Saleh dankte ihm aufs Neue für diese Zusage, und sprach: „So wage ichs denn, Euch zu bitten, mich und die Meinigen mit der Verwandtschaft mit Eurem ruhmvollen und preiswürdigen Hause durch Verheirathung Eurer weit gepriesenen Tochter Giauhare zu beglücken."

In ein lautes Hohngelächter brach aber bei diesen Worten der König von Samandal aus. Lange dauerte es, bis er sich von seinem Polster wieder aufrichtete, worauf er sich im Lachen zurückgeworfen. Dann sprach er mit spöttischer Miene: „Bisher mein guter König Saleh habe ich Euch für einen wohlbedächtigen und vernünftigen Mann gehalten. Allein jetzt sehe ich, daß auch Ihr in Euren alten Tagen noch zum Thoren worden seid. Ihr! Ihr und meine Tochter! Hahaha! Im Traume hätte Euch solch ein Gedanke nicht kommen können, wenn Ihr nicht zum Tollhause reif wäret."

Kaum konnte Saleh seinen Zorn unterdrücken. Dennoch mäßigte er ihn, und antwortete: „Der Himmel gebe Euch, was Euch gebühret! Doch muß ich Euch sagen, daß ich nicht für mich um Eure Tochter werben wollte, obgleich auch dann Euer beleidigendes Hohngelächter nur Euern eiteln Uebermuth bewiesen hätte. Denn mein Reich ist nicht viel kleiner, als das Eurige war, ehe Ihr angefangen, es durch ungerechte Eroberungen zu vergrößern, die ich eher einen Raub nennen möchte. —

Nein, für den Sohn meiner Schwester, den jungen König Beder, der über ein Land auf der Erde herrscht, das dort eben so mächtig und angesehen ist, als das Eurige; für den schönsten und weisesten Erdenkönig wollte ich bei Euch um die Hand Eurer Tochter werben, weil diese an Schönheit und Geistesgaben allein unter allen Jungfrauen der Erde und der Reiche des Meeres seiner würdig ist."

Die Wuth hatte dem König von Samandal die Stimme so lange unterdrückt. Seine Augen funkelten, und der Schaum stand ihm vor dem Munde. „Hund!" fuhr er endlich auf, „Wurm! in den Staub sollt' ich dich treten für deine Frechheit. Wer bist denn du? wer deine Schwester? wer dein erbärmlicher König von Persien? Was sind alle Erdenmenschen gegen uns Meeresbewohner? Ein Bettler aus meinem Reiche ist mehr, als alle jene Erdenkönige, wovon du mir einen zum Eidam anpreisen möchtest. Du bist ein Hund, und Hunde seid ihr Alle! du, mit deiner ganzen Verwandtschaft! Greift ihn, und steckt seinen Kopf über dem Thore meines Palastes auf!"

Seine Offiziere wollten eben den König Saleh ergreifen, dieser aber entwischte schnell, und erreichte die Pforte des Palastes. Hier aber traf er ein großes kriegerisch gerüstetes Heer aus seinem Reiche. Seine Mutter hatte sich die Folgen seiner Unterredung mit dem übermüthigen Könige von Samandal voraus gedacht, und ihm dieses Heer schnell nachgeschickt. „Was

giebt's?" riefen die Führer des Heeres, als sie ihn mit seiner kleinen Begleitung flüchtig herauskommen sahen.

Sogleich theilte König Saleh das Heer. Ein Theil mußte die Pforten des Palastes besetzen; er selbst nahm die Hälfte der Bewaffneten, und drang mit ihnen in den Palast. Die Offiziere des Königs von Samandal, welche ihn verfolgt hatten, zerstreuten sich mit Schrekken und Hülferufen nach allen Seiten des Palastes. Ehe aber der hoffärtige König noch erfuhr, was der Lärm bedeute, drang Saleh mit seiner Schaar schon in sein Gemach, und nahm ihn gefangen. Hierauf suchte er von Gemach zu Gemach, um die Prinzessin Giauhare zu finden. Diese aber hatte sich mit einigen ihrer Sklavinnen auf die Oberfläche des Meeres erhoben, und nach einer wüsten Insel geflüchtet. Denn einer der flüchtigen Offiziere ihres Vaters hatte ihr sogleich die Nachricht gebracht, der König Saleh habe den Palast zerstört, und ihren Vater gefangen genommen.

5.

Von den Begleitern des Königs Saleh waren aber in dem Augenblicke, da der König von Samandal den Befehl gab, ihm den Kopf abzuhauen, einige durch eine Seitenthüre des Thronsaales und von da durch ein kleines Pförtchen an dem Palaste entkommen, und zur Mutter des Königs Saleh zurückgekehrt. Die Nachricht von der Gefahr, in welcher sie ihn gese-

hen und verlassen hatten, hätte beinahe die alte Königin getödtet. Beder war gerade auch zugegen. Die Vorwürfe, die er sich machte, weil er die Ursache dieses Unglücks war, machten ihm den Jammer seiner Großmutter unerträglich.

Er verordnete darum, was er für nöthig hielt, und erhob sich auf die Oberfläche des Meeres. Da er die Richtung gegen Persien nicht wußte, und den Arm aufs Ungefähr erhob, kam er auf eine unbekannte Insel. Um sich von seinem Schrecken zu erholen, setzte er sich unter dem Schatten eines Baumes nieder.

Er saß aber noch nicht lange, so hörte er in einiger Entfernung mehrere Stimmen. Da er aber nichts von dem Gespräche verstand, schlich er stille hinzu. Lauschend blieb er hinter einem Busche stehen. Da bewegte ein sanftes Lüftchen die Zweige, und er sah zwischen den Blättern hindurch eine königlich geschmückte Jungfrau sitzen, deren außerordentliche Schönheit ihn in Erstaunen setzte. Er sah sich in der Gegend umher, ob er nicht etwa in der Nähe eines Palastes oder einer großen Königsstadt stehe; allein jeder Blick überzeugte ihn, daß die Insel völlig wüste sei, und er schloß daraus, die königliche Jungfrau müsse durch ein Unglück, wie er selbst, hierher verschlagen seyn.

Als er sie zum zweitenmale durch die Blätter ansichtig wurde, sprach er bestürzt bei sich: „Das ist der Edelstein aller Jungfrauen! Das

ist Giauhare! Wenn sie es nicht ist, so habe ich sehr thöricht gehandelt, meinen guten Oheim durch meine Hartnäckigkeit in solche Gefahr zu treiben. Seit ich diese gesehen, möchte ich keine andere zur Gemahlin wählen."

In solchen Gedanken trat er hervor, warf sich ehrerbietig vor der königlichen Jungfrau nieder, und sprach: „Ich danke dem Himmel, daß er mich zufällig heute durch ein Mißgeschick hierher geführt hat, und mir das Glück verschafft, einer so edeln Jungfrau meine Dienste anzubieten. Denn in solcher Umgebung, wie diese Einöde, könntet Ihr Euch nicht befinden, wenn Ihr nicht einiger Hülfe bedürftet."

„Ja wohl," versetzte die Jungfrau mit trauriger Miene, „wohl bedarf ich Hülfe, und allerdings mag es Euch seltsam vorkommen, mich an solcher Stelle zu finden. Denn wißt, ich bin eine Prinzessin, die Tochter des mächtigen Königs von Samandal. Giauhare ist mein Name. Vor wenigen Stunden saß ich noch ruhig in meinem Gemache, als plötzlich ein furchtbares Getöse in dem Palaste entstand. Man stürmte das Gemach meines Vaters, und König Saleh, so wurde mir berichtet, nahm ihn gefangen. Ich fand kaum noch so viel Zeit zu entfliehen, um nicht auch ein Opfer seiner Grausamkeit zu werden."

Auf diese Rede sah Beder, wie thöricht er gehandelt, daß er seine Großmutter in solcher Uebereilung verlassen, ohne vorher nähere Nachricht von seinem Oheim zu erwarten. Er freute

sich aber über das, was er so eben von Giauharen erfahren hatte. Denn im Geiste sah er schon die fröhliche Auflösung dieser ganzen Begebenheit.

„Eure Betrübniß ist sehr gerecht," sprach er zu ihr. „Doch tröstet Euch, Ihr selbst könnt Euern Vater sehr leicht befreien. Saleh hat Euern Vater nicht bekriegt und gefangen, um ihm sein Reich zu nehmen. Nein, aus Liebe zu mir hat er es gethan. Wißt, ich bin Beder, der König von Persien. Der Zauber, womit Euer Name auf die Herzen aller jungen Könige wirkt, hatte auch mich ergriffen. Ich wollte Euch durchaus zur Gemahlin erwerben, und was geschehen ist, hat mein Oheim aus Liebe zu mir gethan. Euer Vater darf nur in unsere Verbindung willigen, so wird er augenblicklich aus seiner Gefangenschaft befreit."

Giauhare liebte ihren Vater aufs zärtlichste. Daher kam es, daß sie bei dieser Erzählung ihr Wohlgefallen an dem bescheidenen und doch so ungezwungenen Betragen, und dem ganzen Wesen des Königs Beder unterdrückte, und sich selbst überredete, sie müsse ihn als ihren Feind ansehen, da er die Veranlassung wäre, daß ihr Vater feindlich bedroht und gefangen worden. Schnell besann sie sich daher, wie sie ihn dafür bestrafen könnte.

„So," sprach sie, „Ihr seid also der Sohn der Königin Gülnare, die ich schon einmal gesehen habe? Ich freue mich, Euch kennen zu lernen. Mein Vater that sehr Unrecht, wenn

er Eure Werbung um meine Hand abwies. Gewiß wird er sich nicht länger widersetzen, sobald er Euch sieht." Sie hatte ihm bei diesen Worten die Hand gereicht. Allein indem Beder ihre Hand küssen wollte, spie sie ihm ins Gesicht, und rief: „Halt! Verwegener! Leg' ab diese Menschengestalt, und verwandle dich in einen weißen Kakadu!"

Beder fühlte sich bei diesen Worten auf einmal wie mit eiskaltem Wasser übergossen, und als er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, und sich betrachtete, war er in einen weißen Vogel mit rothen Füßen und rothem Schnabel verwandelt. „Nimm ihn," sprach Giauhare nun zu einer ihrer Sklavinnen, „und trag' ihn auf die dürre Insel."

Die Sklavin ergriff ihn und bewegte sich mit ihm durch die Luft. Bald stand sie mit ihm auf einer andern Felseninsel, und wollte ihn eben niedersetzen, als sie doch Mitleid mit ihm fühlte. „Er war doch ein sehr liebenswürdiger junger König," sprach sie für sich, „und es wäre doch Schade um ihn, wenn er hier vor Hunger und Durst verschmachten müßte. Wenn der erste Zorn der Prinzessin vorüber ist, möchte es sie selbst reuen, einen so grausamen Befehl gegeben zu haben. Ich will ihn lieber auf eine fruchtbare Insel bringen."

Sie erhob sich wieder mit ihm, und setzte ihn auf eine Insel, die mit Fruchtbäumen aller Art bewachsen und von klaren Bächen durchrieselt war.

6.

Der arme, verwandelte König Beder saß nun als ein weißer Kakadu auf der unbekannten Insel, und wußte nicht, wo er war, nicht, in welcher Gegend sein Königreich lag. Doch wenn er auch Alles gewußt, wenn er auch seine Flügel stark genug gefühlt hätte, sich in seine Hauptstadt zu schwingen, was würde es ihm geholfen haben? Wer würde in dem seltenen Vogel einen Menschen oder gar einen König von Persien erkannt haben? Mehrere Tage führte er ein trauriges Leben, nährte sich wie die übrigen Vögel des Waldes, und saß des Nachts auf einem Baume.

In seiner Traurigkeit gerieth er unvorsichtig in ein Netz, und ward von einem Vogelsteller gefangen. Erfreut über den seltenen Vogel, deßgleichen er noch gar nie gesehen, trug er ihn in einem Käficht nach der Stadt, um ihn dort zu verkaufen. Sogleich kam auch ein wohlbeleibter Mann, betrachtete den Vogel mit großem Wohlgefallen, und fragte den Vogelsteller, was er dafür verlange.

„Lieber Herr," antwortete dieser, „ehe ich Euch darauf antworte, sagt mir auch, was Ihr damit zu machen gedenkt?" Da schmunzelte der Dicke und sprach: „Was werde ich mit ihm anfangen? Braten, essen! So ein seltenes Thier muß auch delikat schmecken." Er streichelte seinen Bauch dabei schon mit großem Wohlbehagen. Aber der Vogelsteller schüttelte

ärgerlich den Kopf und sprach: „Braten? Essen? Mein Herr! Ihr kriegt den Vogel schon nicht, Ihr mögt auch bieten, was Ihr wollt. Solch ein Vogel ist nicht dafür in der Welt. Ich habe darin meine Launen. Wer mir nur den vierten Theil von dem giebt, was Ihr mir etwa bieten würdet, der erhält ihn doch vor Euch, wenn er mir verspricht, ihn nicht zu schlachten."

Der dicke Herr zog ein Goldstück heraus und hielt es ihm dar, allein der Vogelsteller schüttelte den Kopf, nahm seinen Käficht, und trug den Vogel in den Vorhof des Palastes. Der König sah gerade zum Fenster heraus, und da er den weißen Vogel erblickte, schickte er einen seiner Kämmerlinge, daß er ihn kaufe.

Als ihn dieser um den Preis fragte, sagte der Vogelsteller: „Wenn ihn der König haben will, so tragt ihn nur hinein. Es ist mir schon eine Ehre, wenn er ihn behält; doch will er ihn durchaus bezahlen, so wird auch er schon wissen, was ein solcher Vogel werth ist. Ich habe noch keinen dieser Art verkauft."

Der Kämmerling trug den Vogel hinein, und der König schickte dem Vogelsteller zehn Goldstücke dafür. Nun wurde der weiße Kakadu in ein prächtiges Vogelhaus gesetzt, und ihm das Futter und Wasser in goldenen Gefäßen gereicht. Als der König aber noch vor Tische von einem Spazierritte zurück kam, ließ er sich den Vogel wieder bringen. Er nahm ihn aus dem Vogelhaus heraus, und da er gar

nicht scheu flatterte, setzte er ihn frei auf die Hand, und liebkoste ihm. Da er bemerkte, daß das Futter noch nicht berührt war, befahl er, man sollte dem Vogel noch vielerlei Futter vorstellen, bis man etwas fände, das er fressen könne.

Da in demselben Augenblicke aber die Speisen für den König aufgetragen wurden, schwang der Kakadu seine Flügel, und flog auf den Tisch. Auch der König setzte sich und aß. Aber der Vogel gieng bald dahin bald dorthin, und pickte von dieser und jener Speise, bald auch etwas von dem Brode. Hierüber erstaunt, schickte der König zu seiner Gemahlin, und ließ sie zu sich einladen, um ihr seinen merkwürdigen Vogel zu zeigen.

Die Königin kam. Aber sobald sie den Vogel sah, nahm sie ihren Schleier vor, und wollte sich wieder entfernen. Der König war darüber befremdet, und bat sie, ihm die Ursache dieses Betragens zu sagen, da doch Niemand zugegen sei, als er mit seinen Kämmerlingen und einige ihrer Sklavinnen, vor welchen Allen sie doch ohne Schleier erscheinen dürfe.

„Ihr werdet mein Betragen rechtfertigen," antwortete die Königin, „wenn ich Euch sage, daß dieser seltene Vogel kein wirklicher Kakadu, sondern ein Mann ist, und zwar der König Beder aus Persien." Der König sah sie noch verwunderter an, und fragte: „Wie? dieser Vogel der gerühmte König Beder aus Persien? Ich glaube, du willst scherzen?"

Die Königin versicherte ihn aber, es sei nicht anders, und erzählte ihm auch den ganzen Zusammenhang der Geschichte von der Verwandlung des Königs Beder. Da ihr Gemahl schon längst wußte, daß seine Gemahlin viele geheime Künste verstand, und Alles erfahren konnte, was in der größten Entfernung geschah, wenn ihr etwas daran gelegen war, so glaubte er ihrer Versicherung um so eher, und bat sie, wenn es in ihrer Macht stehe, dem unglücklichen Beder seine vorige Menschengestalt wieder zu geben.

Der weiße Vogel hatte gleich bei dieser Unterredung aufgehört zu fressen, und sich sehr aufmerksam bezeugt. Als aber der König seine Gemahlin bat, ihn zu entzaubern, flog er schnell vor die Königin, und neigte sich vor ihr, gleich einem demüthig Bittenden. „Ja, ja," sprach die Königin, „es ist sehr leicht, ihm seine Gestalt wieder zu geben." Sie ergriff ein Gefäß mit Wasser, das auf dem Schenktische stand, murmelte einige Worte darüber, netzte sich die Hand, und besprengte den Vogel mit einigen Tropfen. Zugleich sprach sie:

„Warst du's stets, so bleibe du,
„Was du warst, ein Kakadu.
„Bist du's nur durch Zauberei,
„Sei ein Mensch, des Zaubers frei!"

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Kakadu auch schon in den schönen König Beder verwandelt war. Beder warf sich vorerst auf die Kniee, und dankte dem Himmel für

seine Erlösung. Dann küßte er dem Könige die Hand zum Zeichen der Dankbarkeit. Dieser schloß ihn aber mit Freude in seine Arme. Als er der Königin aber nun auch danken wollte, hatte sich diese schon auf ihre Zimmer zurückgezogen.

Nachdem Beder hierauf mit dem Könige gespeist und ihm seine Geschichte umständlich erzählt hatte, bot ihm dieser seine Dienste so freundlich und herzlich an, daß Beder also zu ihm sprach: „Wollte ich Euch meine Dankbarkeit thätig bezeugen, so würde mein ganzes künftiges Leben nicht hinreichend seyn, um Euch Beweise genug davon zu geben. Da Ihr nun Euerm Edelmuthe gar keine Schranken setzt, so bitte ich Euch, mich durch eines Eurer Schiffe nach meinem Königreiche bringen zu lassen. Meine längere Abwesenheit möchte sonst meiner Mutter großen Kummer verursachen, und zu mancher Unordnung in meinem Reiche Veranlassung geben.“

Der König gab sogleich Befehl, das beste Schiff aus seiner Flotte auszurüsten, und nach wenigen Tagen ging Beder schon an Bord, und segelte mit günstigem Winde aus dem Hafen.

Zehn Tage lang blieb der Wind sehr günstig, und das Schiff segelte so schnell, daß ihm die weite Reise wie eine Lustfahrt vorkam. Allein am eilften Tage drehte sich der Wind, und ward in wenigen Stunden zu einem solchen Sturme, daß das Schiff in unbekannte Gegenden verschlagen, aller seiner Masten beraubt,

an eine Sandbank angeschleudert ward und scheiterte.

Die Schiffmannschaft versank größtentheils in den Wellen. Etliche suchten sich durch Schwimmen zu retten, wenige hatten Bretter und Stücke des zertrümmerten Schiffes ergriffen und hielten sich daran über den Wellen. König Beder hatte seinen Kristallring an, und ward so von den Wellen getragen.

7.

Am zweiten Tage trieb ihn die Fluth endlich in die Nähe eines Landes, und er entdeckte nicht ferne von dem Ufer eine ansehnliche Stadt. Indem er sich aber dem Ufer näherte, liefen von allen Seiten allerlei zahme Thiere, Pferde, Kameele, Maulthiere, Esel, Ochsen und andere herzu, und wehrten ihm, das Land zu betreten. Sonderbar war es, daß sie dabei nicht böse schienen, sondern ihn gleichsam freundlich zurück drängten, als ob sie ihn vor einem Unglücke bewahren wollten.

Er bemühte sich sehr, zwischen ihnen durchzudringen. Endlich gelang es ihm auch. Hinter einigen Felsen fand er eine sichere Stelle, wo er sich von seiner Ermüdung erholen konnte. Kaum verließ er aber diese Stelle, um sich nach der Stadt zu begeben, so drängten sich ihm die Thiere wieder entgegen. Weil sie ihm aber nichts zu Leide thaten, sondern ihm nur den Weg verstellten, so drängte er sich doch zwischen und unter ihnen durch. In kleiner

Entfernung von der Stadt verließen sie ihn endlich, und er konnte ungehindert hinein gehen.

In dieser Stadt waren die Straßen sehr breit und die Häuser wohl gebaut; er sah auf den ersten Blick, daß er in der Residenz eines Königs oder einer Königin seyn müsse. Was ihm aber ein geheimes Grauen erregte, war die Stille auf den Straßen und in den Häusern. So weit er durch die gerade lange Straße hinsehen konnte, sah er auch nicht einen einzigen Menschen auf derselben.

Im Vorübergehen fand er jedoch einige offene Buden. „Es müssen also doch Menschen hier wohnen,“ dachte er, und nahete sich einer derselben. Ein alter Mann hatte verschiedene Früchte zum Verkaufe darin aufgestellt. Er grüßte den Greis, und dieser sah verwundert von seiner Arbeit auf. „Ei, du schöner, edler Jüngling,“ redete er ihn an, „wo kommst du denn her?“

„Ich habe Schiffbruch gelitten,“ antwortete Beder, „und bin von den Wellen hierher verschlagen worden.“ — „O,“ rief der Greis, „es wäre dir besser, sie hätten dich verschlungen. Hast du denn Niemand an dem Ufer und auf dem Wege zur Stadt angetroffen?“

„Euer Wunsch klingt sonderbar!“ sprach Beder. „Aber Ihr seid die erste menschliche Seele, die ich auf dem Wege finde. Wie kommt's, daß eine so ansehnliche Stadt so ganz menschenleer ist?“ Der Greis sah ängstlich

umher, und rief dann: „Komm, komm herein! es möchte dir sonst ein Unglück begegnen.“ Beder trat zu ihm ein; der Greis nöthigte ihn zum Sitzen, und gab ihm von seinen Früchten zur Erfrischung.

Erst als Beder sich hinlänglich gesättigt hatte, gab er seinen wiederholten Fragen nach der Ursache dieser Stille in der Stadt Gehör, und sprach: „Danke deinem Gotte, daß du unbeschädigt zu mir gekommen bist. Wisse, diese Stadt heißt die Zauberstadt. Sie wird nicht von einem Könige, sondern von einer Königin beherrscht, die zwar die schönste unter allen Frauen der Erde, aber von sehr boshaftem Herzen und die berüchtigste Zauberin ist. Alle jungen Männer, die sie erblickt, lockt sie unter dem Vorwande, als wollte sie die Krone mit ihnen theilen, in ihren Palast, und nach vierzig Tagen werden sie dann immer in unvernünftige Thiere verwandelt, aus dem Hofe des Schlosses herausgejagt. Alle die Thiere, welche sich dir in den Weg stellten, sind solche verwandelte Jünglinge, die dich von einem ähnlichen Unglücke warnen wollten.“

König Beder ward durch diese Erzählung sehr niedergeschlagen. Er erzählte dem Alten seine erlittenen Unfälle, und beklagte seinen Unstern, der ihn überall verfolge. Aber der Greis beruhigte ihn. „Es ist ein Glück,“ sprach er, „daß du gerade zu mir kommst. Ich bin in der Stadt und sogar von der Königin sehr

geachtet, und wenn du bei mir bleibst, soll dir kein Unfall begegnen.

Von der Zeit an blieb Beder immer bei dem Greise. Er saß bei ihm an der Bude, und half ihm an seinem Geschäfte. Die selten Vorübergehenden bewunderten die Schönheit des jungen Mannes, und fragten den Greis, wie er zu dem schönen Sklaven gekommen sei? „Wie könnt Ihr ihn für einen Sklaven ansehen?" antwortete da der Greis immer. „Ihr wißt doch, daß der alte Abdallah nicht reich und vornehm genug ist, sich einen Sklaven von solchem Werthe anzuschaffen. Mein Bruder ist in entfernten Landen gestorben, und da habe ich diesen seinen Sohn zu mir genommen, weil ich selbst ja keine Kinder habe. Er soll mir Gesellschaft leisten, mein Alter erheitern, und wenn ich einst sterbe, mein Erbe seyn."

Jedermann wünschte ihm Glück, daß er einen solchen Verwandten habe. Mancher aber äußerte auch seine Bedenklichkeiten wegen der Königin. „Ihr kennt sie ja," sprachen sie, „und seht der warnenden Beispiele genug täglich vor Euch."

Abdallah dankte ihnen für ihre freundschaftliche Theilnahme, und sprach: „Die Königin Labe hat mich immer mit Achtung behandelt, und schon manche Gnade für mich gehabt; darum hoffe ich das Beste, wenn sie nur hört, daß es meines Bruders Sohn ist."

So mochte etwa ein Monat hingegangen seyn. Eines Tages saß Beder vor dem Ein-

gange der Bude. Da sah er einen großen Zug herannahen, und begab sich sogleich in die Bude, seinen Gastfreund zu fragen, was das bedeute? „Das ist die Zauberkönigin Labe,“ antwortete Abdallah; „doch bleibe nur ruhig, es wird dir kein Leid geschehen.“

Tausend Trabanten, in Purpur gekleidet, ritten auf schönen Rossen mit goldprangendem Geschirre mit gezogenen Säbeln voraus. Jeder der Offiziere grüßte im Vorüberreiten den Greis mit Ehrerbietung. Hinter den Trabanten folgten tausend schwarze Sklaven in golddurchwirkten kostbaren Gewändern. Nun folgten zu Fuße tausend der schönsten Jungfrauen in reichem Anzuge, mit vielen Perlen und Edelsteinen geschmückt. In ihrer Mitte ritt die Königin Labe auf einem glänzend schwarzen Rosse, dessen Geschirr von unzähligen Diamanten flimmerte, daß man den Glanz kaum ertragen konnte.

Die Jungfrauen grüßten ebenfalls den Greis. Doch die Königin Labe ersah kaum den König Beder, so hielt sie auch schon ihr Roß an, und rief dem Greise zu. „Abdallah, seit wann hast du den schönen Sklaven?“ Abdallah warf sich auf die Erde, und nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, sprach er: „Hohe Königin, den Ihr für meinen Sklaven ansehet, der ist der Sohn meines verstorbenen Bruders. Ich habe ihn kommen lassen, daß er mir ein Trost in meinem Alter sei, und dereinst meine Bude von mir erbe.“

„Solch ein Jüngling,“ antwortete die Königin Labe, „ist eines bessern Schicksals werth. Was hat er dann endlich, wenn er auch dein kleines Vermögen und deine Bude erbt? Schenk' mir ihn, guter Alter, ich will besser für ihn sorgen. Und damit du über das Schicksal deines Neffen ruhig seyn mögest, schwöre ich dir bei dem Lichte und bei dem Feuer, die mir durch ihre Kraft bei meinen Werken vor allen Elementen dienen, ich will ihn so hoch erheben, wie vor ihm noch kein Mensch erhoben war. Schlage mir diese Bitte nicht ab.“

„Mächtige Königin,“ antwortete der Greis, „ich danke Euch aufs demüthigste für die hohe Gnade, die Ihr mir bisher erwiesen, und noch mehr aber für die Gnade, die Ihr meinem Neffen erweisen wollt. Er ist ihrer nicht würdig; laßt ihn in seiner bisherigen Niedrigkeit fortleben!“

Die Königin sah den Greis mit ernstem Blicke an, und sprach: „Alter, ich bitte, wo ich befehlen kann. Bei dem Lichte und bei dem Feuer schwöre ich dir, daß ich nicht von der Stelle weiche, bis du in meine Forderung einwilligest.“ Abdallah war trostlos in seinem Innern; doch durfte er dieß nicht verrathen. Er stellte sich sehr ergeben, und bat sie nur, das hohe Glück, das sie dem jungen Manne zugedacht habe, so lange zu verschieben, bis sie wieder vorbei käme. „Gut,“ sprach sie, „das wird aber sehr, sehr bald geschehen.“ Sie neigte das Haupt, und ritt vorüber.

Der gute Abdallah war über den Vorfall nicht weniger betrübt, als Beder selbst; doch suchte er ihn zu trösten. „Hätte ich mich ihrem Willen noch länger widersetzt,“ sprach er, „so würde sie ihre Gewalt gegen uns gebraucht haben, und es stünde dann noch schlimmer. Jetzt hege ich doch immer noch einige Hoffnung, sie werde ihren Schwur erfüllen, und dich um meinetwillen besser behandeln, als Andere. Du hast ja doch gesehen, mit welcher Achtung mich selbst ihre Leute begrüßten.“

Auf den guten Beder machten diese Tröstungen keinen Eindruck. „Ich weiß zu sehr aus Erfahrung, wie traurig es ist, in ein unvernünftig Thier verwandelt zu seyn,“ sprach er. „Kaum bin ich einer Verwandlung entronnen, so droht mir schon wieder eine neue.“ Er beklagte sein Geschick, das ihm nicht einmal den Tod in den Wellen vergönnt habe, und beneidete die Matrosen seines Schiffes, die bei dem Schiffbruche ertrunken waren.

„Beruhige dich, mein Sohn,“ sprach Abdallah. „Die Königin hat keine Macht über mich, und weiß das wohl. Ehe du von mir scheidest, will ich dir noch einen guten Rath geben, und wenn du diesen befolgst, so soll sie dir eben so wenig schaden können, als mir.“ Er hatte aber noch kaum ausgesprochen, so nahete auch schon der rückkehrende Zug der Königin Labe. Er hatte geglaubt, sie werde, wie gewöhnlich, auf einem andern Wege nach der

Stadt zurückkehren, und erst bei einem künftigen Ritte wieder vorbei kommen. Bestürzt über diese Ueberraschung, konnte er seinem Gaste den versprochenen guten Rath nicht mehr mittheilen, denn schon hielt die Zauberkönigin vor der Bude.

„Du siehst, Abdallah," sprach sie, „daß es mir Ernst ist, deinen Verwandten glücklich zu machen. Ich kehre darum so bald und auf demselben Wege zurück. Ich hoffe in dir aber nun auch einen Mann von Wort zu erproben, und erwarte keine neue Ausflüchte." Abdallah hatte sich sogleich auf die Erde geworfen; jetzt stand er auf, trat an ihr Pferd, und sprach leise: „Ich werde ihn Euch überlassen; doch bitte ich inständig, vergesset bei ihm die Geheimnisse Eurer mächtigen Kunst. Ich sehe ihn wie meinen Sohn an, und würde untröstlich seyn, wenn ihm ein Unheil begegnete. Ja, ich würde Alles, was ihm geschieht, ansehen, als geschähe mir's."

„Fürchtet nichts!" antwortete die Königin. „Ihr haltet mich für so schlimm, weil Ihr mich bisher nur im Schleier gesehen habt. Seht Ihr einmal mein Gesicht, so hoff' ich, soll die üble Meinung verschwinden." Sie nahm den Schleier ab, und zeigte sich dem Könige Beder und dem Greise in außerordentlicher Schönheit. Beder aber sprach bei sich: „Was hilft die Schönheit des Leibes, wenn sie ein trügendes Bild und nicht der Ausdruck eines schönen Herzens ist?"

8.

Abdallah bat noch, daß ihn Beder zuweilen besuchen sollte. Sie versprach, es ihm zu erlauben, und drang dem Greise zum Zeichen ihrer Dankbarkeit noch einen Beutel mit tausend Goldstücken auf. Für Beder ward ein Pferd herbei gebracht, das mit ähnlichem Geschirre geschmückt war, wie ihr eigenes. Indem er aufstieg, fragte sie noch, wie er sich nenne. „Er heißt Beder," antwortete Abdallah. „Beder," antwortete sie, „Vollmond? Nein, er ist so schön, daß man ihn Schems, Sonne, nennen sollte; denn seine Schönheit leuchtet wie die Sonne."

Auf dem Wege nach dem Palaste bemerkte Beder, daß man die Königin überall mit Unwillen oder Verachtung betrachtete; und er hörte manche Rede, die ihn schon im Voraus bemitleidete, daß er in ihre Gewalt gerathen sei. In dem Palaste führte ihn die Königin Labe selbst umher, und zeigte ihm die Pracht ihrer Zimmer und aller Geräthe. Sie führte ihn auf den Balkon, und zeigte ihm die schöne Aussicht über den Garten und nach der schönen Landschaft hin. Beder lobte Alles; doch hütete er sich, in seinen Reden die Bildung zu verrathen, die er als ein Königssohn erhalten hatte.

Zuletzt führte sie ihn in den Speisesaal. Der Tisch war mit Schüsseln aus gediegenem Golde reich besetzt, der Schenktisch mit Flaschen aus geschliffenem Kristall. Er mußte sich mit

ihr setzen und essen. Nach Tische ließ sie sich einen goldenen Kelch mit Weine füllen, und trank auf das Wohlseyn ihres Gastes. Sie ließ ihn wieder füllen, und reichte ihm denselben dar. Er trank ihn auf ihr Wohlseyn leer. Hierauf erschienen zehn Sängerinnen mit ihren musikalischen Instrumenten, und sangen fröhliche Lieder, die sie mit Musik begleiteten.

König Beder hatte anfänglich in trüben Gedanken gesessen; der Wein und der Gesang erheiterten ihn allmählig. Kaum bemerkte dieß die Königin Labe, so stand sie mit ihm auf von ihrem Sitze, und führte ihn in den Thronsaal ihres Palastes. Hier waren alle die Großen des Hofes versammelt. Sie stieg mit dem Könige Beder die Stufen hinan, und erklärte laut und feierlich, sie habe diesen Jüngling zu ihrem Gemahle gewählt, und stellte ihn der Versammlung als ihren König vor. Alle naheten sich ihm, und brachten ihm ihre Huldigung dar.

Beder konnte über seine Gemahlin nicht klagen. Sie sorgte mit freundlichem Zuvorkommen für seine Unterhaltung und sein Vergnügen. Jeden Tag gab es ein neues Fest, eine neue Lustbarkeit, und vierzig Tage gingen ihm so flüchtig hin, als wären es Stunden. Als aber die vierzig Tage nun vorüber waren, und Beder in der nächsten Nacht zu Bette lag, wachte er von einem kleinen Geräusche auf. Er blickte auf und sah seine Gemahlin an einem Schranke stehen. Sogleich fielen ihm ihre Zaubereien

ein, er stellte sich deßhalb, als schlafe er fort, beobachtete aber durch die halbgeschlossenen Augenlieder ihr Beginnen.

Sie nahm aus dem Schranke ein Kästchen heraus, und aus diesem zog sie eine Büchse. Sie öffnete die Büchse und streute mit einem gelben Pulver quer durch das Zimmer einen geraden Strich. Dieser verwandelte sich in einen klaren Bach. Beders Angst stieg bei diesem Anblicke immer mehr; um so mehr aber schnarchte er, um recht tief schlafend zu scheinen.

Nun schöpfte die Königin Labe von dem Wasser, brachte ein Becken mit Mehl herbei, goß von dem Wasser darein, und knetete einen Teig daraus. Hierauf brachte sie noch allerlei Büchsen aus dem Schranke, und mengte aus jeder etwas unter den Teig. Zuletzt formte sie einen Kuchen daraus, und ließ ihn über einem Kohlfeuer auf einer silbernen Platte backen. Als er fertig war, hob sie ihn sorgfältig in dem Schranke auf, verbarg das Becken und die Büchsen wieder, und murmelte über den Bach noch einige Worte, worauf auch dieser wieder verschwand. Dann legte sie sich ruhig zu Bette.

Beder konnte nun nicht mehr einschlafen. Er erinnerte sich, daß ihm Abdallah gesagt, nur vierzig Tage daure das Glück an dem Hofe der Königin Labe; es fiel ihm ein, daß diese vierzig Tage gerade für ihn nun vorüber waren, und er fürchtete nicht ohne Grund von der

sonderbaren, geheimnißvollen Bereitung des Kuchens ein Unheil. Sobald er darum am Morgen aufgestanden war, bat er seine Gemahlin, sie möchte ihm erlauben, seinen Oheim, den alten Abdallah, zu besuchen. Er hoffte bei ihm Rath und Hülfe zu finden.

„Wie," antwortete die Königin, „gefällt es meinem Gemahle so übel bei mir, daß er sich schon so bald nach anderer Unterhaltung sehnt?" Beder entschuldigte sich, und stellte ihr vor, der Alte möchte glauben, er habe ihn in seinem jetzigen Glücke ganz vergessen. „Er ist," schloß er, „doch mein Oheim, und liebt mich zärtlich; darum möchte ich ihn nicht betrüben."

Er mußte der Königin heilig versprechen, noch am Morgen wieder zu ihr zurückzukehren, und darauf ließ sie ihm das schönste Pferd aus dem Marstalle vorführen. Beder ritt, so schnell er konnte, zu der Bude des Alten, der sich herzlich über seine Ankunft freute.

Nach der ersten Bewillkommung erzählte er ihm, was sich seit seiner Trennung von Abdallah zugetragen, vorzüglich die Ereignisse der verflossenen Nacht. „Es war mir," sprach er, „während sie den Teig knetete, so unheimlich zu Muthe, daß ich nicht anders glaubte, als daß eben dieser Kuchen mein Unglück machen wird, wenn mir Euer guter Rath nicht aus der Gefahr hilft."

„Ja wohl," antwortete der Greis, „so ist es auch. Würdest du von diesem Kuchen essen,

so ergienge es dir nicht besser, als allen denen, die sich als Thiere deiner Landung widersetzten. Ich habe das schon vorher erwogen, und ein Mittel erdacht, das dich schützen soll.“ Er reichte ihm bei diesen Worten zwei Kuchen von derselben Größe und Form, wie der, den die Zauberin gebacken. „Stecke diese zu dir,“ fuhr er fort, „und wenn sie dir ihren Kuchen aufdringt, so verwechsle ihn, und iß von einem von diesen. Sobald sie glaubt, du habest von ihrem Kuchen gegessen, wird sie dich verwandeln wollen. Doch kann dir ihr Zauber nicht schaden. Sie wird Scherz daraus machen, als habe sie dich nur erschrecken wollen, und dafür mußt du es auch zu nehmen scheinen. Dann sorge aber, daß sie von einem von diesen Kuchen etwas esse, und nun kannst du sie selbst verwandeln, in welches Thier du willst. Besprenge ihr nur das Gesicht mit Wasser, und sprich: Leg' ab die menschliche Gestalt, und sei forthin ein Schwein, ein Pferd, ein Schaaf! Du nennst nur das Thier, in welches du sie verwandeln willst. Ist sie verwandelt, so bringe mir sie nur her.“

Beder war sehr erfreut über diesen Rath. Er dankte seinem Wohlthäter herzlich, und eilte sogleich nach dem Palaste zurück. Die Königin Labe empfieng ihn sehr erfreut über seine baldige Rückkunft. „Ich wäre sogleich wieder zurückgekehrt,“ sprach er, „allein die Pflicht gebot mir doch, einige Minuten bei meinem alten Oheim hinzubringen. Er wollte mich noch

länger aufhalten, und stellte mir allerlei Leckerbissen vor, allein ich nahm von allem nur einen Kuchen an, den ich jedoch nicht aß, um mich nicht dadurch aufzuhalten. Hier habe ich ihn für meine werthe Gemahlin mitgebracht.“ Er überreichte ihr bei diesen Worten einen von seinen Kuchen, und bat sie, das Geschenk seines Oheims nicht zu verschmähen.

„Ich werde davon essen,“ sprach sie, „sobald mir König Beder die Liebe erzeigt, und von diesem Kuchen ißt, den ich ihm während seiner Abwesenheit selbst bereitet habe.“ Sie überreichte ihm zugleich den zauberisch bereiteten Kuchen, welchen Beder dankbar annahm. Ohne daß sie es bemerkte, vertauschte er ihn aber mit dem andern von Abdallah erhaltenen Kuchen, und biß mit gutem Appetit in demselben ein. „Das ist ein vortreffliches Backwerk,“ sprach er zur Königin, indem er den Bissen verschluckte.

Sie hatte ihm mit kaum unterdrückter Schadenfreude zugesehen, und ergriff nun sogleich ein in der Nähe stehendes Gefäß mit Wasser, schüttete ihm davon ins Gesicht und sprach:

„Leg' ab die menschliche Gestalt,
„Und sei ein Gaul, so blind und alt,
„Daß du nur mühsam keuchend weiter hinkst,
„Bis du, ein Fraß der Geier, niedersinkst.“

Beder stellte sich erschrocken. Auch sie schien sehr unangenehm überrascht, daß ihre Zauberformel ohne Wirkung blieb, und ihr Gemahl noch als derselbe vor ihr stand, der er

vorher gewesen. Sie dachte, sie habe bei dem Backen des Kuchens etwas versehen, und nahm sich vor, einen andern zu kneten. Damit aber Beder treuherzig würde, sprach sie lachend: „Ei welch ein Held, der über einen Scherz so sehr erschrecken kann.“

Beder entschuldigte sich, und scherzte mit ihr über seine Furcht. Endlich aber sprach er: „Es scheint, meine Gemahlin fürchtet dasselbe von mir, womit sie mich in Schrecken setzen wollte, da sie meinen Kuchen gar nicht versucht.“ — „Wie?“ sprach sie mit einigem Uebermuthe, „ich sollte einen Menschen fürchten? Nein, nein, den König Beder fürchte ich gewiß nicht.“ Sie brach zugleich ein Stück von dem Kuchen, und aß es. Kaum hatte sie es aber verschluckt, so stand sie wie verwirrt. Sogleich ergriff Beder das Gefäß mit Wasser, goß ihr den Rest desselben ins Gesicht und rief:

„Leg' ab die menschliche Gestalt, von dir entehrt,
„Und sei ein Pferd.“

In diesem Augenblicke verwandelte sich die Zauberkönigin in ein schönes Pferd. Obgleich sie durch ihre Mienen und Bewegungen ihn zum Mitleid erweichen wollte, war doch Alles vergeblich. Beder ließ das Pferd durch einen Stallknecht satteln. Der Stallknecht kam aber, und berichtete, es passe unter allen Zäumen im Marstalle kein einziger. Da ließ Beder zwei andere Rosse satteln und zäumen. Das eine bestieg er, auf dem andern mußte ein Stall-

knecht neben ihm reiten, und das neue Pferd mitführen.

Als sie bei Abdallas Bude ankamen, schickte Beder den Stallknecht mit den beiden Pferden, worauf sie geritten, zurück. Das ungezäumte Pferd aber behielt er bei sich. Abdallah hörte mit großer Freude, wie glücklich Alles gelungen war. „Um den Zaum sei nicht weiter besorgt," sprach er; „ich habe hier einen, der ihr gewiß paßt." Er legte den Zaum an, und es fand sich so. „Jetzt reite in Gottes Namen," fuhr er fort, „immer gegen Sonnenuntergang zu, so wirst du in dein Reich kommen. Eins aber merke dir ja: wenn du einmal dieses Pferd verkaufen oder verschenken solltest, gieb ja den Zaum nicht zugleich aus der Hand."

Mit aufrichtigen Thränen des Dankes schied Beder nun von seinem großen Wohlthäter, und ritt gegen Sonnenuntergang zu.

9.

Am dritten Tage ritt er durch das Thor einer sehr großen Stadt ein. Gleich bei den ersten Häusern begegnete ihm ein artiger Mann, der ihn anredete. Er kam in ein längeres Gespräche mit ihm, und hielt bei ihm still. Da nahte sich auf einmal ein altes, häßliches Weib in einem ganz zerlumpten Gewande, und heulte und schrie so erbärmlich, daß sie aufmerksam auf sie wurden, und Beder endlich fragte, warum sie so sehr wehklage.

„Ach lieber, schöner, junger Herr!“ antwortete sie mit Schluchzen: „Euer Pferd, Euer Pferd! Gerade so eines ist heute meinem Sohne gefallen, und ich bin Schuld, ich habe es füttern sollen, und ihm aus Unvorsichtigkeit etwas Schädliches gegeben. Daheim liegt es nun und ist todt, und wenn es mein Sohn erfährt, so stirbt er mir auch aus Kummer, denn sein ganzes Herz hieng an dem Pferde. Ach, lieber, goldner, junger Herr, fordert nur, was Ihr wollt, und gebt mir das Pferd, daß ich es meinem Sohne für das seinige in den Stall stelle. Er wird es gewiß nicht merken; denn ähnlicher kann kein Ei dem andern seyn, als diese beiden Pferde sich ähnlich sind.“

Beder war unmuthig über das Geschrei der Alten, und sprach: „Das Pferd ist nicht feil! gehe deines Weges!“ Sie ließ sich aber nicht abweisen, und schrie und weinte, und bat ihn in einem fort, er möge nur fordern, was er dafür verlange. Um ihrer los zu werden, sprach er endlich: „Nun ja, ich fordere tausend Goldstücke!“ Er dachte nicht an die Möglichkeit, daß ein zerlumptes Bettelweib so viel Geld auftreiben könnte, und sprach wieder mit dem Manne fort.

Kaum hatte die Alte aber diesen Preis vernommen, so zog sie aus ihrem schmutzigen Gewande einen ledernen Beutel und rief, indem sie ihm denselben vorhielt: „Hier mein goldener junger Herr! zählt, ihr werdet die verlangten tausend Gulden in dem Beutel finden

Und nun seid so gut und steigt ab, und gebt mir mein liebes Rößlein."

Beder ward aber zornig über die Zudringlichkeit der Alten, und rief: „Ei, so schere dich fort mit deinem Gelde: Ich behalte mein Pferd!" Da fiel ihm aber der Mann, mit dem er im Gespräche begriffen war, ins Wort und sprach: „Ihr seid ein Fremdling in unserer Stadt, und scheint die hiesigen Gesetze nicht zu kennen. Wer eine Lüge sagt, oder sein einmal gegebenes Wort bricht, wird ohne Rücksicht mit dem Tode gestraft. Darum hütet Euch, und wenn ich Euch rathen soll, so gebt dem Weibe Euer Pferd um den geforderten Preis, der ohnehin hoch genug ist."

Beder sah wohl ein, daß hier nichts zu machen war, als sich geduldig darein zu ergeben. Aergerlich über seine Unbedachtsamkeit stieg er ab, und vergaß die Warnung Abdallah's. Schnell steckte ihm die Alte den Beutel in die Hände, ergriff freudig den Zaum, schnallte ihn sogleich ab, schöpfte Wasser aus einer nahen Gosse und sprach, indem sie das Pferd damit begoß:

„Die Pferdgestalt vergehe!
„In deiner Schönheit stehe,
„Durch meines Zaubers Gabe,
„Vor mir, o Tochter Labe!"

Im Schrecken wäre König Beder auf die Erde gesunken, als er die Zauberkönigin wieder

vor sich stehen sah, wenn ihn der Mann nicht gehalten hätte.

„Dank dir, Mutter!" rief Labe, und Beide umarmten sich. Die Mutter pfiff aber plötzlich so durchdringend laut, daß der Ton durch Mark und Gebeine fuhr. Sogleich stieg ein ungeheurer, häßlicher Genius aus der Erde herauf, legte den König Beder auf seine Schulter, umfaßte mit einem Arme die Königin Labe und ihre Mutter, und ehe sich Beder noch von seinem Schrecken über die Erscheinung des Genius erholt hatte, stand er schon wieder in dem Palaste der Zauberkönigin.

„Undankbarer," fuhr ihn diese mit zornglühender Miene an, so belohnst du die Wohlthaten, die ich an dir und deinem Oheime verschwendet habe? Warte, auch ohne den Kuchen kann ich dich verwandeln. Du hast mir selbst das Mittel in die Hand gegeben!" Bei diesen Worten ergriff sie den Zaum, den ihre Mutter noch in der Hand hielt, schlug ihm damit ins Gesicht, und rief:

„Leg' ab die menschliche Gestalt,
„Und sei ein Uhu, grau und alt!"

Ihr Zauberspruch ging richtig in Erfüllung; Beder war in den häßlichsten Uhu verwandelt, den man auf Erden finden kann. Sie setzte ihn in einen großen Vogelbauer, und befahl einer Sklavin, sie sollte ihn auf einem unbesuchten Gange des Palastes aufhängen, und dem Uhu weder Speise noch Wasser reichen.

Die Sklavin war aber eine gute Freundin des alten Abdallah. Sie kehrte sich darum nicht an das Gebot der Königin, sondern gab ihm sogleich ins geheim, was er bedurfte. Weil sie aber auch für Abdallah die Rache der Königin fürchtete, that sie ihm kund, was sich zugetragen, und rieth ihm, sich vorzusehen.

Da nahm Abdallah schnell eine süße Pomeranze aus einem seiner Obstkörbe, sprach einige Worte darüber, und warf sie auf der Straße gerade in die Höhe. In der Luft aber verwandelte sich die Pomeranze in einen großen Genius, der sich auf vier feuerfarbigen Flügeln herab senkte, und ihn fragte, was er begehre?

„Eile," sprach Abdallah, „nimm die mitleidige Sklavin in den Palast der Zauberin, und bringe sie mit der Schnelle des Blitzes nach der Hauptstadt Persiens, daß sie die Mutter des verwandelten Königs Beder berichte, in welcher Gefahr ihr Sohn schwebt. Gülnare soll ihre Verwandten zu Hülfe nehmen, ihn zu befreien."

Der Genius schwang seine Flügel, und erhob sich mit ungeheurer Geschwindigkeit hoch in die Luft, um Abdallah's Befehl auszurichten.

10.

In der Hauptstadt des persischen Reiches saß indessen Gülnare, und trauerte um ihren verlornen Sohn. Zum letzten Male hatte sie

ihn an dem Morgen gesehen, da er mit ihrem Bruder Saleh auf die Jagd auszog. Sonst pflegte er wohl auf solchen Jagden zwei, auch drei und vier Tage auszubleiben; doch dießmal harrte sie acht Tage vergebens auf seine Rückkunft. Am neunten war erst sein Jagdgefolge nach der Stadt zurückgekehrt, und hatte die traurige Nachricht mitgebracht, die beiden Könige, Beder und Saleh, seien schon am ersten Tage auf der Jagd verschwunden, und Trotz alles Suchens in dem Waldgebirge und der ganzen Gegend umher, nicht mehr gefunden worden. Weil man aber ihre Pferde an dem Baume gefunden, wo Beder im Schatten geruht hatte, glaubten Alle, sie müßten von starken wilden Thieren geraubt und zerrissen worden seyn.

Gülnare vermuthete sogleich, daß sie zu ihren Verwandten in das Reich ihres Bruders gegangen seyn möchten, und folgte ihnen dahin. In dem Palaste ihres Bruders fand sie aber Alle in großer Besorgniß um Beder; denn hier war er im ersten Schrecken ja entschwunden, und Niemand wußte, wohin er gekommen. Saleh, der eben aus dem Reiche des Königs von Samandal zurückgekehrt war, und diesen übermüthigen Tyrannen gefangen mitgebracht und in einem Gefängnisse verwahrt hatte, rieth ihr aber, sie sollte eilig in das Reich ihres Sohnes zurückkehren, und Sorge tragen, daß dort einstweilen von einigen seiner treuesten Diener das Reich für ihren Sohn verwaltet

werde. Auch rieth er ihr, vorzuwenden, ihr Sohn sei in wichtigen Angelegenheiten auf einige Zeit verreist, und werde über kurz oder lang unvermuthet zurückkehren. Denn er fürchtete, wenn man erführe, daß der König gänzlich verloren gegangen, so möchte sich ein Anderer zum Herrscher über das Reich aufwerfen.

Diesen Rath befolgte Gülnare. Oft besuchte sie seitdem ihre Verwandten unter dem Meere, und ward eben so oft von ihnen besucht. Sie beriethen sich dann immer gemeinschaftlich über das unerforschliche Schicksal des jungen Königs, und versuchten allerlei Mittel, um eine Kunde von ihm zu erhalten. Doch war Alles vergeblich geblieben.

Eines Tages saß Gülnare wieder bei ihrer Mutter, die eben zum Besuche bei ihr war, in einem Saale, aus dem man auf das flache Dach des Palastes steigen konnte, und weinte viele Thränen, daß sie noch immer keine Nachricht von dem Könige Beder erhalten können. Da hörten sie etwas über sich rauschen. Es war der Genius, der die Sklavin aus dem Zauberpalaste auf Abdallah's Geheiß durch die Luft brachte. Er hatte sie eben auf das Dach gesetzt, und war wieder verschwunden. Die Sklavin stieg sogleich in den Saal herunter, und nachdem sie sich ehrerbietig geneigt, und um Entschuldigung ihrer unvermutheten Ankunft gebeten, sagte sie ihnen, wo Prinz Beder sei, verschwieg ihnen aber auch nicht, in welcher Gefahr er schwebe.

Gülnare achtete gar nicht die Gefahr, denn sie wußte schon Mittel, ihren geliebten Sohn zu befreien. Die Kunde brachte sie ganz außer sich. Sie eilte hinaus, und befahl, man sollte Trommeln, Pauken und Trompeten erschallen lassen, und allenthalben durch die Hauptstadt verkünden, der König Beder werde sehr bald von seinen Reisen zurückkehren.

Als sie von diesen Anordnungen herein kam, war auch schon ihr Bruder Saleh zugegen. Seine Mutter hatte ihn indessen herbeigerufen. Kaum hatte er Alles gehört, so berief er schnell ein sehr großes Heer aus seinem Seereiche und mehrere Genien, die mit ihm verbunden waren. An ihrer Spitze erhob er sich mit ihnen in die Luft. Gülnare und ihre Mutter faßten die Sklavin, welche die Nachricht gebracht, an den Händen und folgten dem Heere nach.

In wenigen Augenblicken waren sie in der Zauberstadt, und die Genien und die Bewohner des Wasserreiches stürzten sich mit solcher Geschwindigkeit durch die Fenster und Thüren des Palastes der Königin Labe, daß sie nicht entfliehen konnte. Die Zauberin, ihre Mutter und Alle, die ihr in ihren geheimen Künsten behülflich waren, wurden in Einem Augenblicke von den Meerbewohnern getödtet und vertilgt. Denn als Anbeter des Feuers hatten sie keine Gewalt über die unzähligen Bewohner und Genien des Wasserreichs.

Alsbald brachte auch die Sklavin den Vo-

gelbauer mit dem häßlichen Uhu. Gülnare ergriff ein Wassergefäß, begoß ihn mit Wasser, und rief dabei:

„Leg' ab die Mißgestalt,
„Die schmählich dich entstellt,
„Und zeige dich, mein Sohn,
„Wie einst dich sah die Welt."

Da stand König Beder wieder vor ihr, und sie schloß ihn mit Freudenthränen an ihr Herz. Mit gleicher Freude bewillkommte ihn auch Saleh und seine Großmutter und seine Muhmen, die nachgekommen waren.

Nun ward Abdallah gerufen, dem Beder seine Erhaltung zu verdanken hatte. Er sollte sich eine Gnade von ihnen erbitten. „Herr," sprach er zu Beder, „ich habe Euch als meinen Sohn geliebt und so behandelt. Ich bin schon reich beglückt, daß ich die schändliche Zauberin vernichtet weiß. Doch wollt Ihr das Maaß Eurer Wohlthaten voll machen, so nehmt mich und meine Verwandte, die Sklavin, mit Euch, und vergönnt uns, in Eurer Nähe unsre Tage zu beschließen." Mit herzlicher Freude sagte ihm König Beder dieß zu.

„So wären wir ja Alle nun wieder völlig glücklich!" rief Gülnare in ihrer Freude aus. „Nein," antwortete Beder, völlig noch nicht Alle. Zu meinem Glücke gehört noch, daß die Prinzessin Giauhare meine Gemahlin werde. Zwar hat sie mich durch meine erste Verwandlung sehr gekränkt, doch weiß ich gewiß, daß

sie dieß mehr aus Liebe zu ihrem Vater und zu seiner Rache gethan, als aus natürlicher Abneigung und Haß gegen mich. Vielleicht willigt ihr Vater jetzt auch eher in unsere Verbindung, als anfänglich."

Da lachte König Saleh und sprach: „Gewiß, gewiß! Er ist schon zahmer geworden, seit ich ihn gefangen halte. Zwar wird er ganz gut behandelt und seines Standes würdig; doch scheint er in seiner Gefangenschaft schon viel von seinem vorigen Uebermuthe verloren zu haben, denn er spricht ganz gerne und sehr höflich mit den Offizieren, die ich ihm zu seiner Gesellschaft und zur Wache zugetheilt habe." Er ließ sich sogleich eine Kohlpfanne bringen, zog eine Büchse aus seiner Tasche, und streute aus dieser etwas Rauchwerk auf die Kohlen. Nach wenigen Augenblicken kam der König von Samandal, von den Offizieren des Königs Saleh begleitet, durch die Luft daher geschwebt.

Sogleich warf sich der König von Persien vor ihm nieder, und sprach: „Ich bedaure herzlich, daß ich die Ursache Eurer Gefangenschaft seyn mußte. Doch könnt Ihr auf der Stelle frei seyn, und über Euer Königreich herrschen, wie zuvor, wenn Ihr mir vergönnen wollt, Eure Tochter Giauhare als meine Gemahlin auf den Thron von Persien zu erheben."

Der König von Samandal reichte ihm die Hand, und hieß ihn aufstehen. Dann sprach

er: „Ich habe die große Thorheit meines Uebermuthes auf vergängliche Güter und Macht einsehen lernen, und seit ich die Großmuth sah, mit welcher Euer Oheim selbst an einem besiegten Feinde handelte, habe ich andere Vorzüge des Menschen schätzen lernen, als die äußerlichen Gaben des Glückes. Aus der Liebe, die Euer Oheim für Euch hegt, schließe ich auf Euer Verdienst, und schätze mich glücklich, wenn Ihr meine Tochter für würdig haltet, daß sie Eure Gemahlin werde."

Saleh hatte indessen einen der ehemaligen Diener des Königs von Samandal ausgeschickt, die Prinzessin Giauhare aufzusuchen. Dieser fand sie noch auf derselben Insel, wo sie Beder zum erstenmale gesehen, und brachte sie in den Palast der Zauberstadt. Ihr Vater stellte ihr nach der ersten Bewillkommung den König Beder als ihren künftigen Gemahl vor, und als dieser sie um ihre Einwilligung bat, sprach sie: „Wenn Ihr vergessen könnt, wie sehr ich Euch im ersten Schmerze über die Gefangennehmung meines Vaters mißhandelt habe, so gebe ich Euch mit Freuden meine Hand."

Da war Jubel und Freude in Aller Herzen und Munde. Sogleich wurden die nöthigen Anstalten getroffen, und die Vermählung noch in der Zauberstadt vollzogen. Ein großes Fest versammelte an diesem Tage alle angesehenen Einwohner der Stadt in dem Palaste. Als sie in der besten Freude waren, kam ein großer

Zug fremder, sehr kostbar gekleideter junger Männer. Es waren lauter Königssöhne, die von der Zauberin Labe verwandelt waren, und durch den Tod derselben allmählig ihre menschliche Gestalt wieder erhalten hatten. Ihre Gegenwart erhöhete noch den Glanz des Festes, und da die Einwohner der Stadt nun den Wunsch äußerten, einen neuen König zu erhalten, so ward aus diesen Königssöhnen der Würdigste ausgewählt, und zum Könige der Zauberstadt ernannt.

Nach dem Feste begaben sich Alle in ihre Heimath. Beder und Giauhare lebten lange, und unter ihrer Regierung erfreute sich das große persische Reich eines dauernden Friedens und Wohlstandes.

Verzeichniß

sämmtlicher Volksschriften,

welche in der Verlagshandlung dieser „Erzählungen in 1001 Nacht“ ꝛc. erschienen und für beygesetzte Preise zu haben sind.

Anekdotenfreund, der neue, zur Unterhaltung für alle Stände. 8. 6 Bogen. 6 kr.

Anweisung zur Bienenzucht nebst dessen Behandlung und Verbesserung. 8. 8 Bogen. 8 kr.

Becker-Handwerks-Gewohnheiten, des ehrlöblichen ꝛc. 1 Bogen. 1 kr.

Beschreibung, kurze, der Feierlichkeiten, welche in mehreren Orten bei Einbringung des ersten Getreides im Sommer 1817 veranstaltet worden sind. 8. 2 Bogen. 2 kr.

Branntwein-Kunst, vollständige. 8. 4 Bogen. 4 kr.

Briefsteller, kurzer, mit den nöthigen Regeln und Anweisungen versehener, für junge Leute und solche Personen, die keinen Unterricht im Briefschreiben erhalten haben. Ganz neu bearbeitet und vermehrt von F. C. 8. 15 Bogen. 18 kr.

— neuer kurzgefaßter, oder Muster von verschiedenen Briefen und Aufsätzen, die im bür-

gerlichen Leben am häufigsten vorkommen; nebst den gebräuchlichsten Titulaturen und einem Anhange von scherzhaften Anreden, wie solche sonst bei einigen Gelegenheiten angewendet wurden. 8 5 Bogen. 6 kr.

Calender, ganz neuer immerwährender ꝛc. 8. 2 Bogen. 2 kr.

Complimentir-Büchlein, das, nach der neuesten Art und dem wahren Wohlstand eingerichtete. 8. 7 Bogen. 7 kr.

Cosmographia, kleine, oder summarische Beschreibung der ganzen Welt ꝛc. 8. 4 Bogen. 4 kr.

Erzählung, wahre, des siebenfachen Mordes, welchen Joh. Gottl. Moog, Schreinermeister zu Frankfurt a. M. am 21. August 1817 an seiner Ehegattin, fünf Kindern und sich selbst verübte. Sammt Beschreibung des feierlichen Begräbnisses der Ermordeten und mehreren dabei gehaltenen Reden und Gesängen. 8. 1 Bogen. 1 kr.

Erzählung des mit Raub verbundenen Doppelmords in Nürnberg am 20. September 1820. 8. 1½ Bogen. 2 kr.

Eulenspiegel, der wiedererstandene, oder: sonderbare Historien Tyll Eulenspiegels, eines Bauers Sohn, gebürtig aus dem Braunschweigischen. Neue verb. Aufl. Mit Holzschnitten. 8. 11 Bogen. 12 kr.

Farben-Büchlein, neu errichtetes und mit vielen Kunststücken versehenes, oder Anweisung wie man Seiden-, Baumwollen-, Wollen- und Leinen-Garn färben und zurichten soll ꝛc. 8. 10 Bogen. 10 kr.

Finkenritter, der edle, mit dem tapfern Cavalier Hans Guck in die Welt. 8. 4 Bogen. 4 kr.

Freier-Büchlein, neues, bei Hochzeiten, Gevatterschaften und Leichen, auch in andern Fällen nützlich zu gebrauchen. 8. 4 Bogen. 4 kr.

Gartenbuch, gutbefundenes, item von Bienen und Tauben. 8. 2 Bogen. 2 kr.

Gebetbuch, geistliches, frommer Christen, darinnen Morgen- und Abendsegen auf alle Tage in der Wochen und andere Gebete befindlich sind. 8. 2 Bogen. 2 kr.

Genofeva, von der unschuldig bedrängten heiligen Pfalzgräfin, wie es ihr in Abwesenheit ihres Gemahls ergangen. 8. 5 Bogen. 5 kr.

Helena, Tochter des Kaisers Antonii; eine schöne anmuthige und lesenswürdige Historia. 8. 4 Bogen. 4 kr.

Historia, eine lesenswürdige, vom Herzog Ernst in Bayern und Oesterreich ꝛc. 8. 6 Bogen. 6 kr.

Johann und Marie oder die zwei verlassenen Kinder unter den Negern. 8. 2 Bogen. 2 kr.

Kaiser Octavianus, oder: Eine anmuthige Geschichte, wie Kaiser Octavianus seine Gemahlin nebst zwei Söhnen in das Elend schickte und wie dieselben endlich, auf eine wunderbare Weise bei dem König Dagobert in Frankreich wieder zusammen kamen. A. d. Franz. ins Deutsche übersetzt. 8. 12 Bogen. 12 kr.

Knauers, M., immerwährendes Hausbuch oder immerwährender Kalender von 1801—1900. 8. 8 Bogen. 9 kr.

Kochbuch, neuvermehrtes, in welchem zu finden, wie verschiedene Speisen, ingleichen Pasteten und Konfecturen zuzurichten sind. 8. 8 Bogen. 9 kr.

Lust-Gärtlein, biblisches, darinnen allerhand schöne Sprüche aus dem alten und neuen Testament zu finden. 8. 4 Bogen. 4 kr.

Lust-Rose, neueste hundertblätterigte, worinnen die schönsten Lieder und Gesänge für Freunde des Gesanges und frohe Gesellschaften enthalten sind. 8. 9 Bogen. 9 kr.

Magelona, die schöne, eines Königs Tochter,

und Peter mit den silbernen Schlüsseln. 8. 9 Bogen. 9 kr.

Sammlung gemeiner im Reden häufig vorkommender Gespräche, nebst Redensarten über die Theile des menschl. Körpers, Speisen, Getränken, Kleidung und andern Gegenständen, französisch und deutsch, mit beigefügter Aussprache. 8. 6 Bogen. 6 kr.

Schaller, J., neu-vermehrtes und abermal aufgelegt und verbessertes Vocabularium hebraicum, darinnen ein vollkommener Bericht und Information, wie und auf was Art das hebräische Schreiben, Lesen und Reden am besten und kürzesten zu begreifen und zu erlernen ist. 8. 4 Bogen. 4 kr.

Schinderhannes, des berüchtigten Räuberhauptmanns und einiger seiner Spießgeseller Lebensbeschreibung. 8. 5 Bogen. 5 kr.

Schloß, das unschätzbare, in der afrikanischen Höhle Xa Xa. Eine Zaubergeschichte. Aus dem Franz. übersetzt 8. 5 Bogen. 5 kr.

Seiler-Gesellen Handwerks-Gewohnheit. 8. 2½ Bogen. 3 kr.

Siegfried, der gehörnte, eine wunderschöne Historie, was wunderliche Ebentheuer dieser theure Ritter ausgestanden. 8. 5 Bogen. 5 kr.

Wetter-Gebetbüchlein, geistliches, womit ein jeder christliche Hausvater sich und die Seinigen bei Donnerwettern Gott bußfertig anbefehlen und um seine Hilfe und Beistand eifrig bitten kann. 8. 3 Bogen. 3 kr.

Zimmer-Handwerks-Sprüche rc. 8. 2 Bog. 2 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erzählungen der persischen Favorit-Sultanin Schaherasade in tausend und einer Nacht

Bd.: 8

Nürnberg 1836

A.or. 1555-6/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10249795-8